



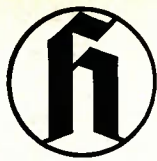
WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

8

1962

L7147E





WERK *und* WIR



Titelseite: In schwindelnder Höhe werden Pfetten und Rohrbinder verschraubt. Erfahrung und Sachkenntnis gehören zur Montage der Rohrkonstruktion. Auf unserem Bild montieren Bernhard Jäschke und Werner Duffe das Dach der Güterumschlaghalle des Bahnhofs Köln-Gereon



Rückseite: Im Werk Hiltrup werden schon seit mehr als vierzig Jahren Rohre hergestellt, für deren hohe Qualität auch Josef Neuhaus verantwortlich ist; im Hintergrund Eberhard Pannoth

Sind Sie dabei?

Das HOESCH-Steckenpferdturnier steht vor der Tür

Zum drittenmal ruft WERK UND WIR alle Belegschaftsmitglieder auf, sich am Hoesch-Steckenpferdturnier zu beteiligen. 1955 folgten 50 Mitarbeiter aus unseren Werken und Gesellschaften dem ersten Aufruf und stellten 350 Arbeiten aus, die in ihren schöpferisch verbrachten Mußestunden entstanden waren. Drei Jahre später zählten wir schon 600 Arbeiten von 120 Beteiligten. 10000 Menschen besuchten diese Ausstellung. Arbeitskollegen mit ihren Angehörigen und Freunden sahen Gemälde, Fotos, Bastelarbeiten und Sammlungen aller Art. Neben diesen allgemeinen Steckenpferdturnieren beteiligten sich 64 Mitarbeiter an unserem Kleingartenwettbewerb im Jahre 1959, und schließlich stellten im Jahre 1960 246 Belegschaftsmitglieder in unserem Fotowettbewerb 776 Bilder aus.

Diese Zahlen aber sagen nur wenig. Nicht messen können wir die Freude, die die Parade der Steckenpferde auslöste; keine Statistik hält fest, in wie vielen Fällen der einzelne in den Ausstellungen zu ahnen begann, wie sehr eine Liebhaberei die Mußestunden bereichern kann.

Im Oktober ist es wieder soweit, und jetzt hoffen wir, daß sich noch mehr Mitarbeiter am bevorstehenden Steckenpferdturnier beteiligen. Dabei denken wir besonders an diejenigen, die mit ihren Arbeiten selbst vielleicht noch nicht zufrieden sind oder glauben, sie könnten sich damit „noch nicht sehen lassen“.

Wir wollen mit unserer Ausstellung keine Pseudo-Kunst fördern. Wir legen keinen Wert darauf, Stars im schlechten Sinne zu entdecken. Wir wehren uns auch gegen einen Rückfall in das Verplanen der Mußestunden und gegen das schreckliche Wort Freizeitgestaltung. Wir wollen nur eines: mithelfen, damit jeder von uns einen Weg finde, der seine freie Zeit zu einem inneren Gewinn werden läßt. Nach der Tagesarbeit sollten wir uns auf das eigene Ich besinnen, müssen wir Zeit haben für die Familie, können wir zu einer inneren Zufriedenheit finden, die aus dem Herzen kommt und aus dem, was wir selbst tun – und nicht, was wir mit uns tun lassen.

Automation und Rationalisierung der Arbeit haben uns mehr freie Zeit gebracht. Nutzen wir diese wachsende Freiheit! Die Pessimisten und Nörgler dürfen nicht recht behalten mit ihrer Behauptung, die meisten Menschen wüßten mit mehr arbeitsfreier Zeit nichts anzufangen. Die Freizeit hat ihren Charakter geändert und wandelt sich weiter, denn immer größer wird die Zahl derer, die eine Möglichkeit suchen, in schöpferischer Tätigkeit die individuellen Fähigkeiten zu entwickeln.

Aber täuschen wir uns nicht: Bei ansteigendem Lebensstandard und wachsendem Komfort machen es uns die von außen angebotenen und organisierten Vergnügungen und Unterhaltungen nicht leicht, die freie Zeit in wirkliche Muße zu verwandeln, und das heißt, das eigene Ich zu formen und weiterzubilden. „Nur wenn uns dies gelingt“, so schrieb Professor Carlo Schmid, „kann es geschehen, daß die Arbeit von dem her bestimmt wird, was der Mensch in der Muße in sich gebildet hat, statt umgekehrt die freie Zeit zu einer Art von Abfallprodukt der Maschinenzeit absinken zu lassen, das zu nichts anderem taugen könnte, als dazu, die verbrauchte Arbeitskraft aufzufrischen.“ Ein Steckenpferd zu reiten, ist eine der vielen Möglichkeiten, diese Muße bewußt zu erleben. Sinn und Aufgabe unserer Ausstellung soll deshalb sein, das eigene Hobby mit dem des Arbeitskollegen zu vergleichen und im gegenseitigen Geben und Nehmen neue Anregung und Freude am schöpferischen Tun zu finden.

Inhalt

- 283 Durch Hoesch-Rohre unter Dach und Fach
- 287 Wasserhaltung auf Kaiserstuhl
- 290 Albert Wendt gestorben
- 291 Eisenerz aus Kanada
- 294 Wandergesellen bei und von Hoesch
- 296 Bergarbeiter erhalten um 8 v.H. mehr Lohn
- 296 Walter Hölkeskamp zum 50. Geburtstag
- 297 Aufruf zum Steckenpferdturnier
- 298 Das Bild des Monats
- 299 Wie die andern leben: Familie Esch aus Luxemburg ■
- 302 Kunstausstellung der Ruhrfestspiele ■
- 306 Europäisches Gespräch: Die Gewerkschaften
im Aufbau der Gesellschaft
- 309 Urlaub in der Statistik
- 310 Wer viel geht, fährt gut ■
- 314 Jubilare
- 315 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



Durch Hoesch-Rohre unter Dach und Fach

Wie Filigran steht ein Netz aus Rohren und Stangen gegen den blauen Himmel. In schwindender Höhe verschrauben unsere Monteure Pfetten und Rohrbinder miteinander. 6400 Quadratmeter groß ist die Fläche, über der die Hoesch AG Rohrwerke im Auftrage der Deutschen Bundesbahn ein Dach errichteten: ein Dach für eine neue Halle des Güterbahnhofes Köln-Gereon, unter der nun endlich Stückgüter, die von überall her anrollen, bei jedem Wetter geschützt verladen werden können.

Aus der Not wurde eine Tugend

Die Monteure des Rohrwerkes in Hiltrup haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten viele Rohrbauten, wie die Halle in Köln-Gereon, erstellt. Doch nur wenige unter ihnen erinnern sich noch an die Zeit, in der das Hiltruper Werk angefangen hat, Dächer aus Rohren zu bauen. 21 Jahre sind seitdem vergangen. Es war im Jahre 1941. Damals brauchte man eine Werkshalle für eine neue Rohrschweißmaschine, konnte jedoch kaum Baustoffe auftreiben, um sie zu bauen. Was lag näher, als das zu nehmen, was im eigenen Werk erzeugt wurde: nämlich Rohre. Und als 1945 die Hiltruper Werkshallen zum großen Teil zerstört waren, konnte man schon auf die ersten guten Erfahrungen mit Rohrbauten zurückschauen. So ging man auch nach dem Kriegsende daran, die Dächer der eigenen Hallen mit Rohrkonstruktionen zu bauen.

Rohre eignen sich nämlich vorzüglich für tragende Konstruktionen verschiedenster Art. Da-

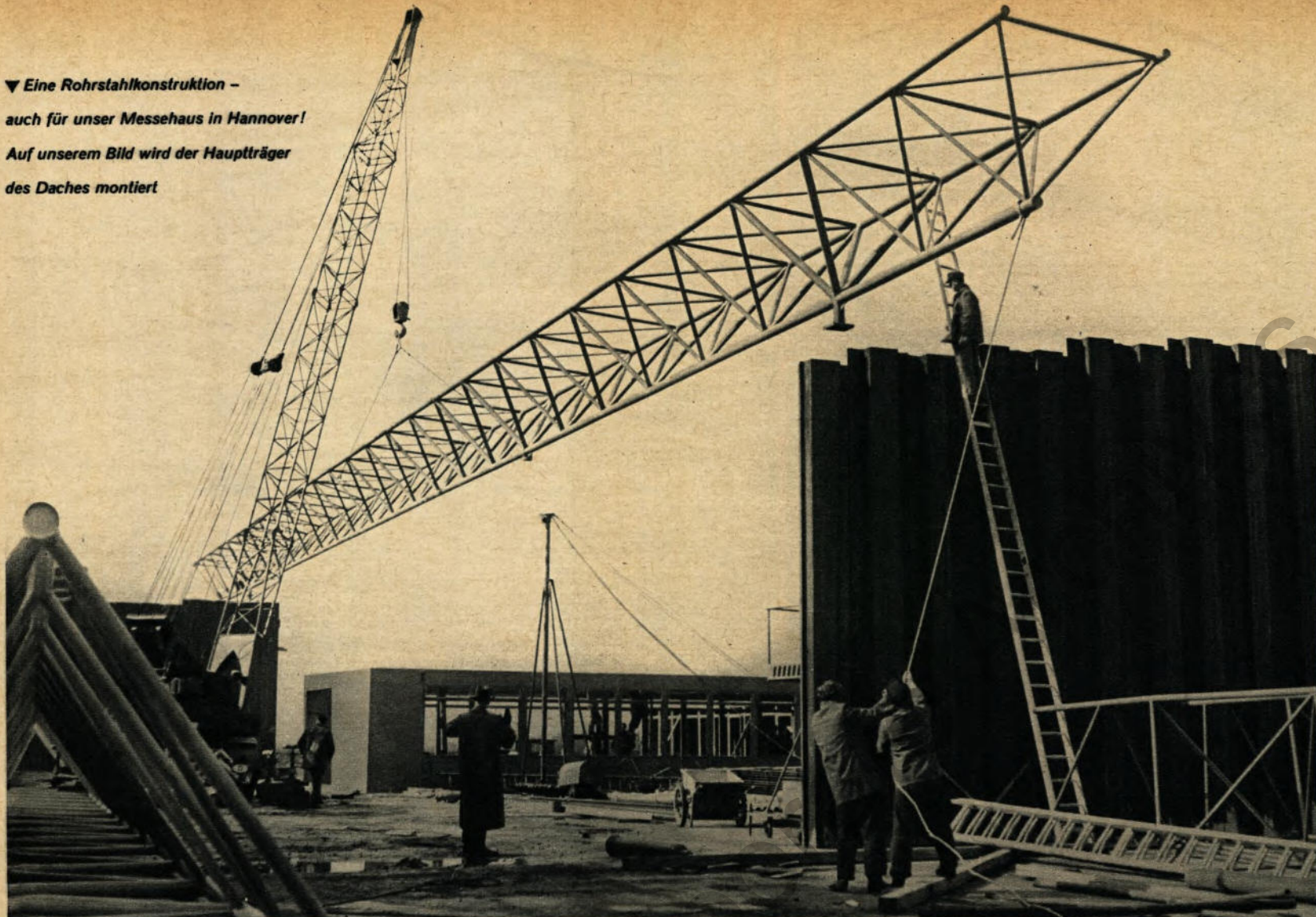
▲ Die Stahlrohrkonstruktion des Güterbahnhofes Köln-Gereon, die inzwischen mit Dachplatten belegt ist, schützt die Güter, die auf diesem Bahnhof umgeladen werden, vor Regen und Sturm

▼ Friedrich Hagemann (links) und Wilfried Scholl (rechts) schneiden die Rohre mit der Brennschneidmaschine in die gewünschten Längen. Aber nicht nur das! Gleichzeitig erhalten die Rohrenden eine bestimmte Form, die es ermöglicht, sie im Winkel zueinander zu verschweißen. Der Fachmann spricht vom Durchdringungsschnitt



Seit zwanzig Jahren Dachkonstruktionen
des Rohrwerkes in Hiltrup

▼ Eine Rohrstahlkonstruktion –
auch für unser Messehaus in Hannover!
Auf unserem Bild wird der Hauptträger
des Daches montiert



für gibt schon die Natur viele Beispiele: Röhrenknochen, Schilfrohre und Halme tragen schwere Lasten – weit schwerere, als ihr eigenes Gewicht ausmacht. Das Rohr ist also im Verhältnis zu seiner Größe ein leichter Körper, doch leistet es statisch dasselbe wie ein ausgefüllter Körper gleicher Größe. Außerdem ist es handlich, leicht zu transportieren und schnell zu montieren.

Dachkonstruktionen sind wirtschaftlich

Wer all diese Vorteile bedenkt, mag sich fragen, warum man nicht schon viel früher das statisch so günstige Rohr zum Bauen verwendet hat. Die Antwort ist einfach: Erst mußte die Schweiß-

technik so weit fortgeschritten sein, daß Rohre haltbar miteinander verbunden werden konnten. Das autogene Schweißen schuf dazu die Voraussetzungen, die durch das weiterentwickelte elektrische Lichtbogenschweißen noch verbessert wurden.

Wie vorteilhaft Dachkonstruktionen aus Rohren sind, erkannten 1945 alle, die mit Eisenbezugscheinen rechnen mußten. Die Baubehörden unterstützten Rohrbauten, denn mit wenig Material wurde hier viel erreicht. Kein Wunder, daß unsere Rohrwerke bald nicht mehr nur für den eigenen Bedarf – und den der anderen Werke des Hoesch-Kreises – Dächer und Hallen bauten, sondern auch Fabrikhallen für andere Fir-

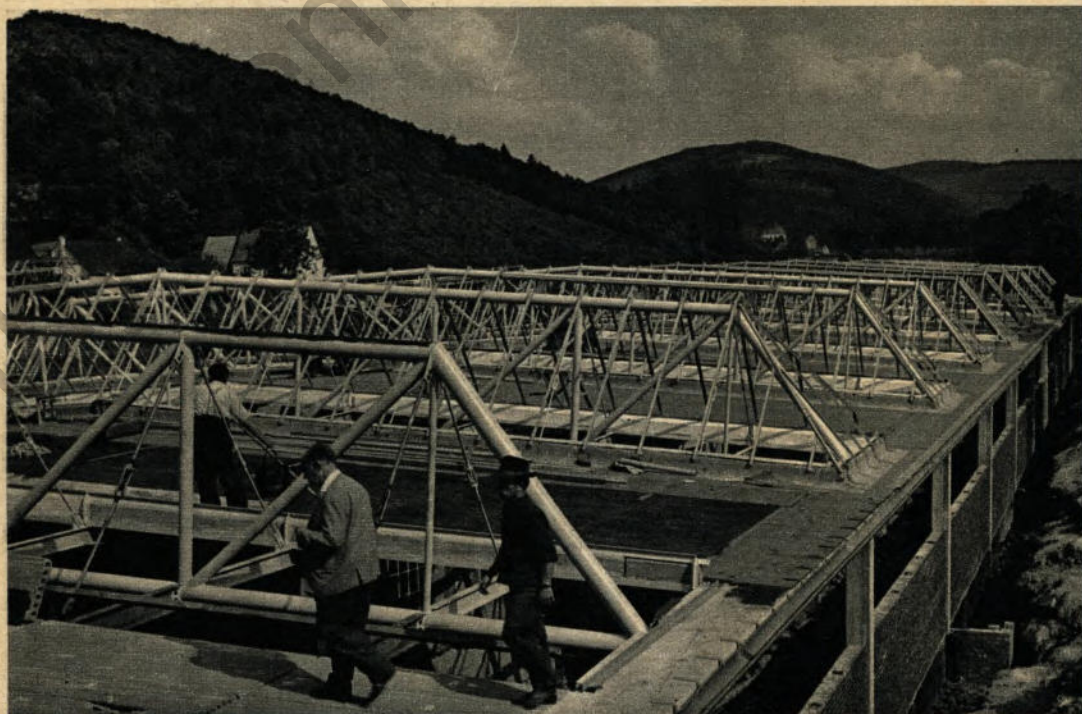
men, Scheunen für die Bauern und sogar Kirchen und Klöster überdachten.

So entstand in Hilstrup eine eigene Abteilung für den Stahlhochbau. Zunächst war sie bei der Röhrenfertigung untergebracht. 1954 bezog sie eine eigene Halle, die schon 1957 vergrößert werden mußte, weil der Bau von Rohrkonstruktionen immer mehr Bedeutung gewann.

Wie eine Stahlkonstruktion entsteht

Der Stahlkonstruktionsbau ist für die Rohrwerke Hilstrup besonders reizvoll, weil alle notwendigen Materialien von Hoesch-Werken bezogen werden: Die Rohre, aus Hoesch-Bleichen hergestellt, kommen aus der eigenen Produktion und aus dem Hagener Werk, während die Westfalenhütte die I-Träger, den Winkel- und Flachstahl sowie die Rundeisen liefert.

Die Rohrkonstruktion selbst entsteht im Hilstrup-Werk. Während die Schlosserei Pfetten, Stützen und Verbände herstellt, baut die Binderschweißerei die Tragteile zusammen. Auf weitem Raum werden Schablonen ausgelegt, die die Größe und Konstruktion des gewünschten Binders angeben. Auf diesen Schablonen werden die einzelnen Rohrstäbe des Fachwerksystems zuerst lose „geheftet“. Vorher sind sie schon von der Brennschneidmaschine in die richtige Länge geschnitten worden, und zwar so, daß ihre Enden eine ganz bestimmte Form erhalten, damit die Rohre im Winkel zueinander verschweißt werden können. Wie wichtig die Arbeit des Schweißers ist, geht schon daraus hervor, daß ein Schweißfachingenieur ständig



◀ Oberlichttrauben bringen Licht und Luft in den Raum. Für das Werk Ruegenberg in Olpe wurde diese Fabrikhalle überdacht

▶ Das Schweißen der einzelnen Rohre zu Bindern ist eine verantwortungsvolle Aufgabe. Hier sehen wir Benno Kortenbrede beim Lichtbogenschweißen





▲ Verwirrend wirken die Rohre und Profile auf den Laien – klar gegliedert erscheinen sie dem Fachmann. Unser Bild zeigt das Lager des Hoesch-Eisenhandels Dortmund im Bau

die Aufsicht führen muß, der seinerseits in regelmäßigen Abständen von einer staatlichen Dienststelle überprüft wird.

Jede Dachhallenkonstruktion, die in Hilstrup

entsteht, wird nach Maß gebaut. Nicht eine gleicht der anderen. Doch alle wirken leicht und elegant. Ihre guten Eigenschaften befriedigen den Fachmann und sprechen zugleich jedermann durch ihre Schönheit an.

▼ Während der Montage entstand diese Aufnahme von der Güterumschlaghalle des Köln-Gereoner Bahnhofes



Neptun hat keine Chance

Tag und Nacht surren an den tiefsten Punkten der Schächte die Pumpen. Unhörbar und fast unsichtbar sickert das Wasser durch den Berg, sammelt sich in den Sumpfstrecken, wird von den Pumpen durch ein vieladriges Rohrnetz abgezogen und gehorcht ihrem Druck, bis es durch die Steigleitungen an das Tageslicht kommt. Nur wenige prüfende Augen überwachen diesen Vorgang – das Interesse des Tages, der Woche und des Monats gilt der Kohlenförderung. Wer denkt schon daran, daß täglich und stündlich etwa die gleiche Menge an Wasser wie an Kohle gefördert wird? Aber es ist so! Würde die „Wasserhaltung“ – so nennt der Bergmann das Abziehen und Heben aller Grubenwässer – nicht ununterbrochen in Betrieb sein, müßte jeder Schacht in kurzer Zeit „absaufen“.

Auf unserer Schachthanlage Kaiserstuhl werden im Tagesdurchschnitt 4100 Kubikmeter Wasser gefördert, das entspricht einem durchschnittlichen Zufluß in jeder Minute von fast einem Kubikmeter auf der achten Sohle im Westfeld und von fast drei Kubikmeter auf der siebten Sohle im Ostfeld. Die elektrische Energie, die aufgewandt wird, um das Wasser zu heben, beträgt täglich 11320 Kilowattstunden.

Damit liegen die „Kraftanstrengungen“ auf Kaiserstuhl nicht einmal sehr hoch, wenn wir an den Durchschnitt im ganzen Ruhrgebiet denken: Im Bochumer Raum gibt es Schachthanlagen, in denen in jeder Minute bis zu dreißig Kubikmeter zufließen. Die Wasserhaltung kann sogar so kostspielig werden, daß die Kohlenförderung nicht mehr rentabel ist.

Alte Geschichte – neue Sorgen

Die Wasserwirtschaft ist vielschichtig wie das Gebirge, vielfältig wie die Grund-, Kluft- und Höhlenwässer, sie hat eine so alte Geschichte wie der Bergbau überhaupt – und sie bekam in den letzten Jahren eine aktuelle Note: Als nicht mehr wirtschaftlich arbeitende Gruben stillgelegt wurden, wachte man auf den Nachbarschächten mit Argusaugen darüber, daß die Wasserhaltung in den stillen Schächten weiterlief. Wasser hat die „unangenehme“ Eigenschaft, daß es nicht etwa nur einen nicht mehr ständig ausgepumpten Schacht „absaufen“ läßt, sondern dann auch mit ungehemmtem Ausdehnungsdrang die Nachbarschächte „unter Druck“ setzen würde.

Die Alten sprachen von „Wasserkünsten“, als sich der Tagebau erschöpfte und sie die ersten

Die Wasserhaltung der Schachtanlage Kaiserstuhl

Schächte gruben. Nur noch aus seiner älteren Geschichte kennt der Bergmann etwa den Akeldruft-Betrieb – von der römischen Wasserleitung, dem Aquädukt abgeleitet –, bei dem man von der Talsohle her das Flöz grabenartig den Hang hinauf abbaute. Der ausgehobene Graben wurde abgedeckt und in ihm das Wasser abgeführt, daher der Name. Die Gruben wurden tiefer, der Abbau fraß sich in immer weiter verzweigten Strecken und Stollen in die Erde, und mit ihm wuchs die Bedeutung der Wasserwirtschaft.

Ein schlüpfriger Gegner

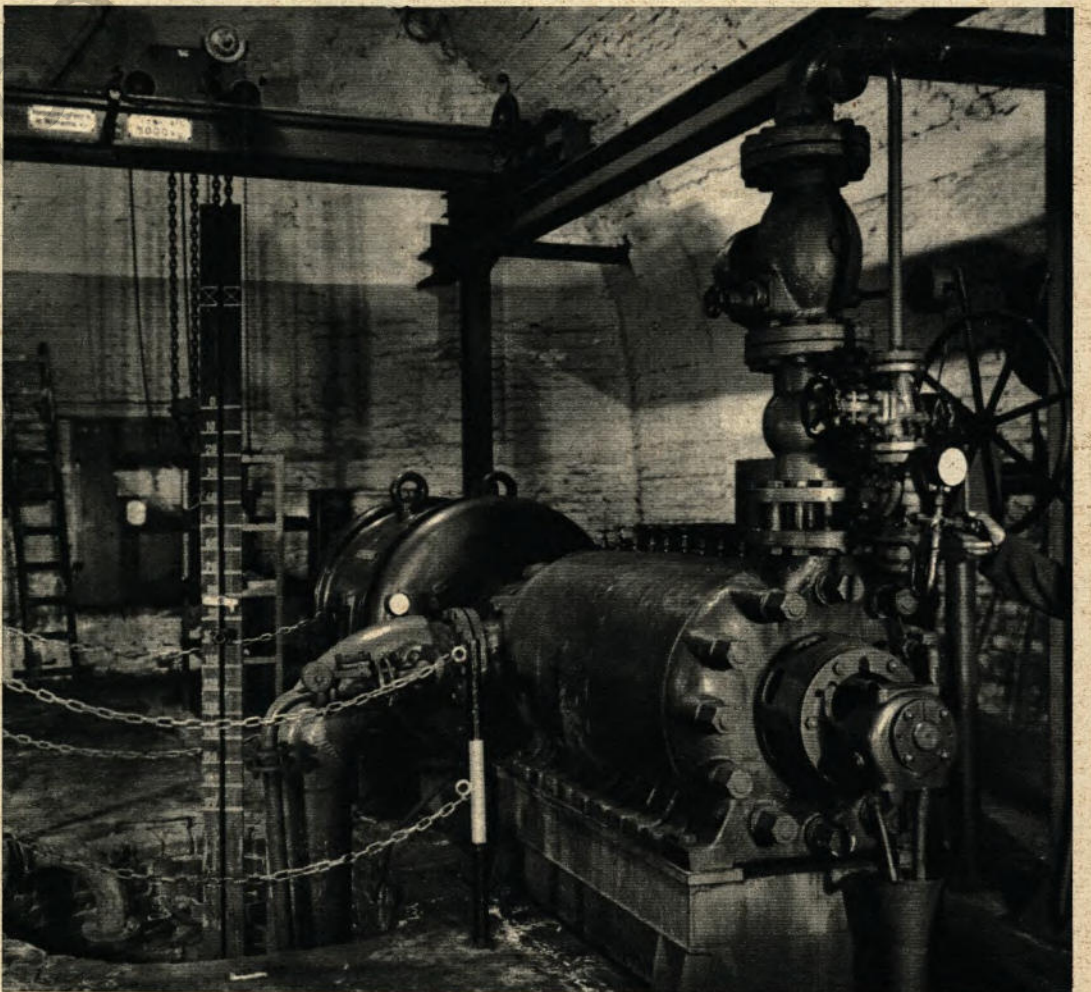
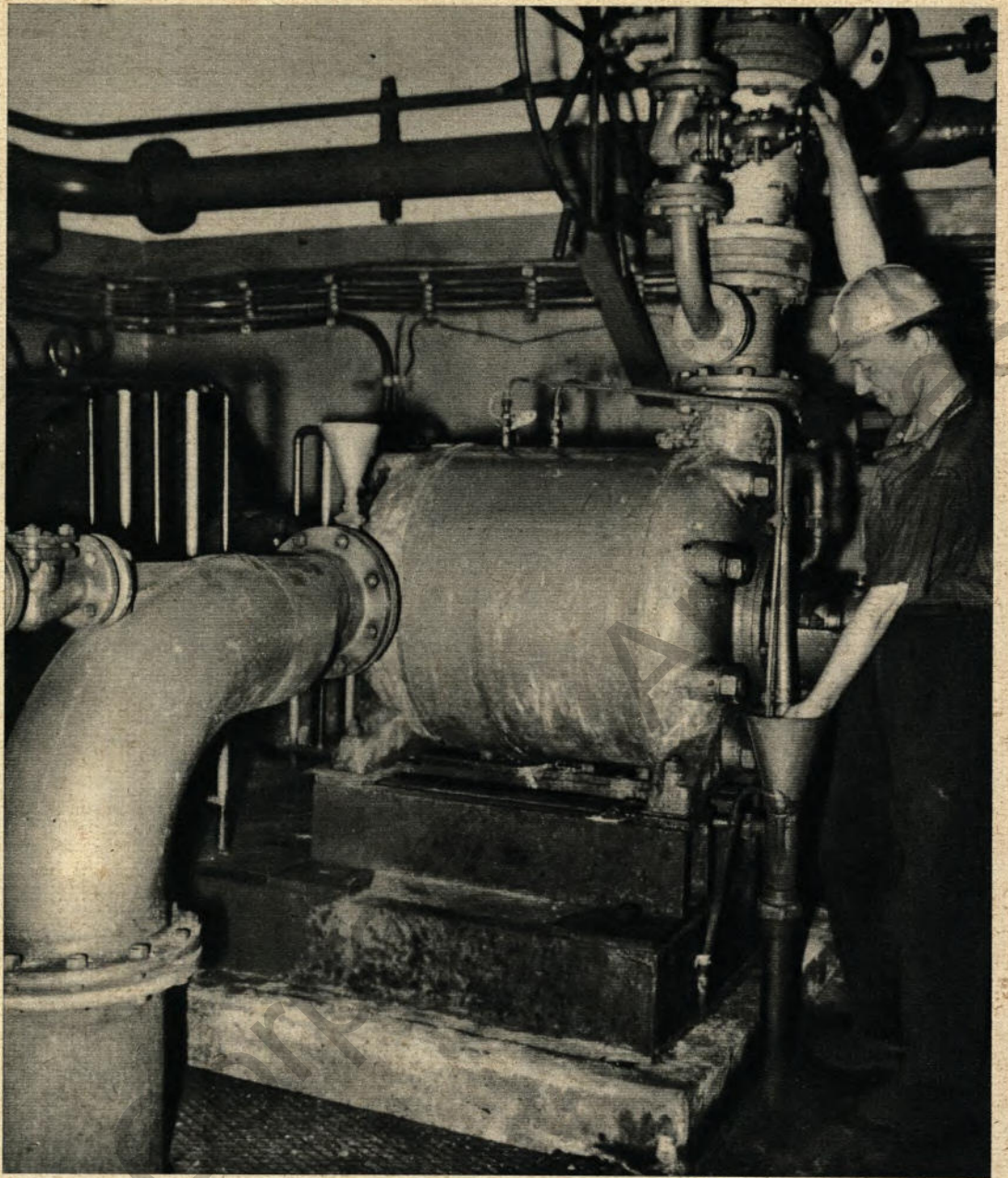
Heute ist keine Schachtanlage mehr denkbar ohne eine sorgsam angelegte und ständig gepflegte Wasserhaltung. Nicht nur die Fördermengen, die sich mit denen der Kohle die Waage halten, demonstrieren deren Bedeutung, auch die Sicherheit des Bergmanns steht auf dem Spiel: Mit welcher Umsicht er diesem tückischen Element begegnet, sehen wir aus den vielfältigen Sicherheitsvorkehrungen, mit denen er die Gefahr von Wassereintritten zu bannen sucht. „Hinter der Hacke ist es dunkel“, sagt der Kumpel noch heute. Und daß auch die Technik ihre Grenzen hat, lesen wir aus einem Satz in Sicherheitsbestimmungen für den Fall eines vermuteten „Einstromens von großen Wassermengen unter Druck in Strecken oder Abbauräume“, der da lautet: „Ständig müssen die Fluchtwege der Belegschaft bekannt, gekennzeichnet und gut befahrbar sein!“

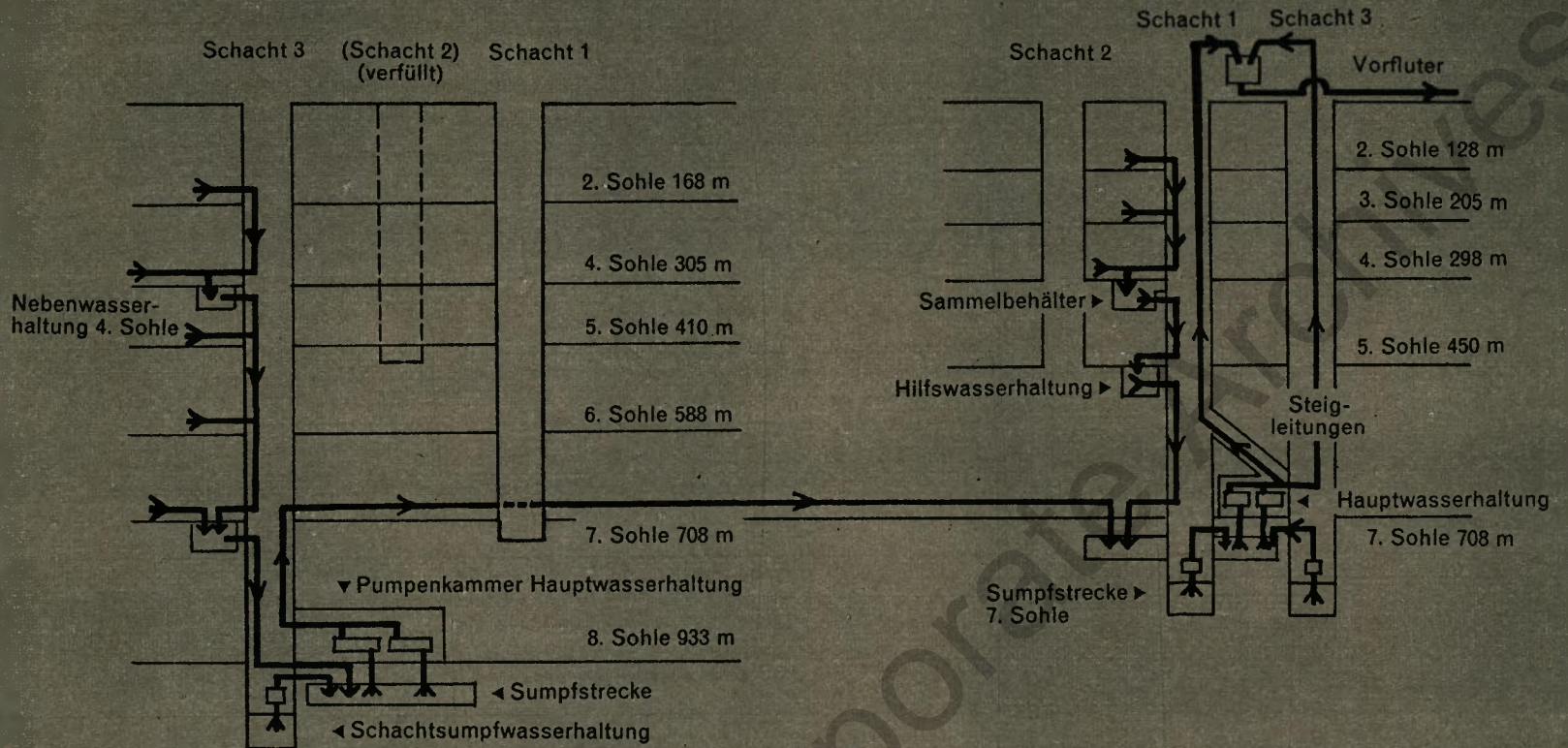
Neptuns Dreizack abgestumpft

Wie aber sieht nun eine moderne Wasserhaltung in ihrer technischen Anlage und Arbeitsweise aus? Lassen wir uns im Geiste durch die

1 Dieses Bild entstand in der Wasserhaltung auf der 8. Sohle des Westfeldes. Im Vordergrund erkennen wir die sechsstufige Kreiselpumpe, die von Emil Krüger gefahren wird. Links führt das mächtige Ansaugrohr in die Sumpfstrecke, rechts oben beginnt der Weg des Wassers zur Hauptwasserhaltung im Ostfeld

2 Unser Blick in die Hauptwasserhaltung auf der 7. Sohle Kaiserstuhl Ost zeigt die Pumpe 1, eine elfstufige Kreiselpumpe mit einem 950-kW-Motor. Von ihr führt das Saugrohr durch den Ansaugschacht in die Sumpfstrecke. Ein Pegel ragt aus dem Schacht und zeigt den jeweiligen Wasserstand im Sumpf. Die Pumpe drückt das Wasser in die rechts sichtbare Steigleitung.

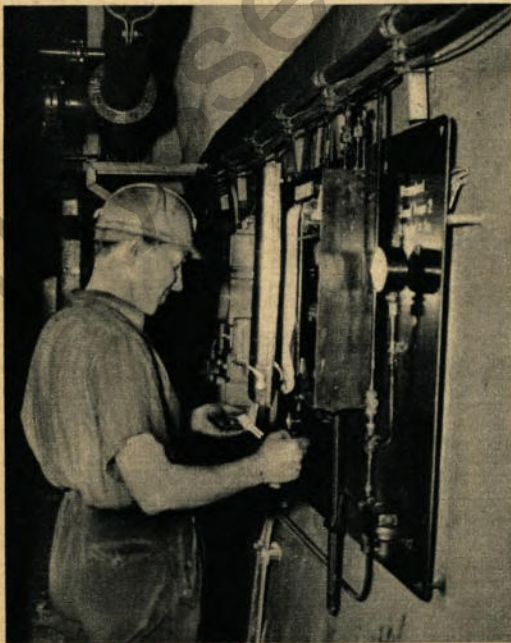




Schachthanlage Kaiserstuhl führen und werfen dabei einen Blick auf die Skizze, die wir diesen Zeilen beifügen.

Auf den ersten Blick erkennen wir, daß die Schächte der West- und Ostfelder in der Wasserwirtschaft zu einem System zusammengefaßt sind. Die Hauptwasserhaltung der Schachthanlage Kaiserstuhl befindet sich auf der siebten Sohle im Bereich des Schachtes 3

▼ Hier prüft Emil Krüger an einem Mengenmeßgerät in der Wasserhaltung des Westfeldes, wieviel Wasser in einer bestimmten Zeit zur Hauptwasserhaltung im Ostfeld gepumpt wurde.



Ost in 710 Meter Teufe. Hierher fließt nicht nur das aus allen Sohlen und aus allen Abteilungen des Ostfeldes anfallende Wasser, hierher wird auch das Wasser des Westfeldes durch die Verbundstrecke gepumpt. Die Hauptwasserhaltung sammelt alle Zuflüsse, und von hier aus werden sie zu Tage gepumpt.

Noch unter den Pumpaggregaten liegen zwei Sumpfstrecken. Das sind Hohlräume, die an den tiefsten Stellen der gesamten Schachthanlage das Wasser sammeln. Die Speicher haben ein Fassungsvermögen von 2500 und 2800 Kubikmeter. Die maschinelle Ausrüstung der Wasserhaltung besteht aus zwei Pumpaggregaten mit einer Förderleistung von je fünf Kubikmetern in der Minute. Die elektrischen Antriebsmotoren haben beide eine Leistung von 950 Kilowatt.

Rationelle Wasserwirtschaft

Die zweite Wasserhaltung liegt auf der achten Sohle im Bereich des Schachtes 3 West in 933 Meter Teufe. Auch hier stehen zwei Pumpaggregate mit einer Förderleistung von je fünf Kubikmetern in der Minute, deren elektrische Antriebsmotoren eine Leistung von je 375 Kilowatt haben. Durch eine Falleitung in Schacht 3 sammelt sich hier alles Wasser von den Sohlen der Schächte 1 und 3. Innerhalb der Abteilungen in den Abbaustrecken, Teilsohlenquerschlägen und Querschlägen sowie an den Ausläufern der Wassergräben sind kleine Pumpen mit Elektro- oder Luftantrieb eingesetzt. Sie schalten sich bei Bedarf selbsttätig.

Alle Grubenwässer der oberen Sohlen des östlichen Feldteiles werden der Hauptwasserhaltung durch eine Falleitung im Schacht 1 Ost zugeführt. Durch diese Anordnung war es

▲ In vereinfachter Form zeigt dieses Schema der Wasserhaltung der Schachthanlage Kaiserstuhl den Weg des Wassers. Wenn wir die Pfeile verfolgen, erkennen wir, wie das Wasser, aus allen Sohlen zu den Sumpfstrecken geleitet, von Kaiserstuhl West nach Ost gepumpt wird und schließlich von der Hauptwasserhaltung auf der 7. Sohle Kaiserstuhl Ost durch die Steigleitungen die Erdoberfläche erreicht

möglich, die frühere Wasserhaltung auf der vierten und fünften Sohle Ostfeld stillzulegen. Die Grubenwässer des westlichen Feldteiles, die oberhalb der Wasserhaltungssohle – der 8. Sohle – anstehen, werden über eine Falleitung im Schacht 3 West der Wasserhaltung zugeführt. Dadurch war es möglich, die frühere Wasserhaltung auf der 4. und 7. Sohle abzuwerfen. Die gesamte Wasserhaltung wurde damit wirtschaftlicher.

Das geheimnisvolle „Hosenrohr“

Zwischen den westlichen und östlichen Feldteilen liegt nur eine Rohrleitung. Sie teilt sich am Ende vor der Hauptwasserhaltung auf der siebten Sohle Schacht 3 Ost in ein „Hosenrohr“, ein Rohr mit zwei Stützen, auf.

Mit dieser Bezeichnung hat es seine besondere Bewandnis: es kommt darauf an, das Wasser in die beiden Sumpfstrecken wechselweise führen zu können. Technisch geschieht dies je

► Wie sorgsam angeklebte Fäden, so hängen die zerbrechlichen Tropfsteingebilde an Wänden und Decke in der Strecke. Jeder Tropfen des stark salzhaltigen Grubenwassers läßt die Stalaktiten um Bruchteile von Millimetern weiter nach unten wachsen. Sicherheits-hauer Fritz Otto richtete für unseren Fotografen den Lichtkegel seiner Lampe auf die malerischen Zapfen



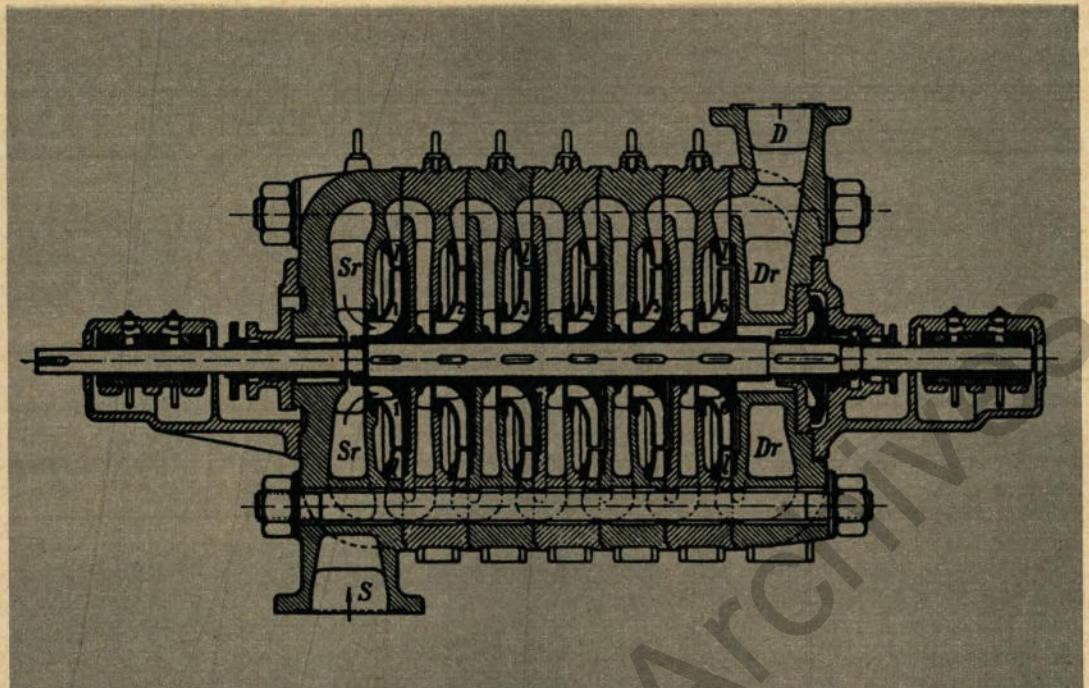
nach Bedarf durch einen Elektroschieber, der automatisch betätigt wird. Der Grund dafür aber, warum es möglich sein muß, das Wasser durch zwei Hosenrohre verschiedene Wege in die getrennten Sumpfstrecken nehmen zu lassen, liegt darin, daß die Grubenwässer in ihrer chemischen Zusammensetzung sehr verschieden sind.

Ärger mit den Salzen

Der Gehalt an Mineralien wird sorgfältig beobachtet und durch Analysen bestimmt, um zu vermeiden, daß die im Wasser aufgelösten Salze und sonstigen Stoffe in den Pumpen Schäden anrichten oder die Rohre verkrusten und schließlich verstopfen. Sowohl saures wie auch salziges Wasser greift das Metall der Maschinen und Rohre an und zerstören es mit der Zeit. Maschinen und Rohre erhalten daher zum Schutz einen Innenanstrich aus Bitumen, oder es wird sogar ein Holzfutter angebracht. Die Vorfahren unserer Bergleute wußten also ganz genau, warum sie ihre Wasserleitungen aus Holzrohren bauten! Im Ruhrgebiet hat man auch vielfach Schwespatbildungen (Bariumsulfat) beobachtet. Sie treten dann auf, wenn Wasser mit einem Chlorbariumgehalt mit Wasser zusammen trifft, das Sulfate führt.

Stellenweise gleichen ältere Abbaustrecken kleinen Tropfsteinhöhlen. Wie wir es aus dem Sauerland kennen, lassen die Mineralien der fallenden Wassertropfen spitze Säulen und hängende Zapfen wachsen, die uns die Fremdenführer der Dechenhöhle als Stalagmiten und Stalaktiten vorgestellt haben.

Natrium, Calcium, Barium, Chlor, Brom, Jod und Kalium sind die Elemente, die in unserem Grubenwasser am stärksten auftreten. Wir treffen aber auch auf thermale Solen. Sie steigen im Ruhrgebiet in mineralisierten oder versetzten Querstörungen auf und treten in die Spalten mächtiger und klüftiger Sandsteinbänke über, von wo sie ihren Weg in die Grubenbaue finden können. In Teufen von 600 bis 900 Metern beträgt ihre Temperatur 40 bis 50 Grad, und durch Abgabe von Wärme und Feuchtigkeit



an die Wetter wirken sie sich nachteilig auf das Grubenklima aus.

Kann man Grubenwasser trinken?

Der sehr unterschiedliche Gehalt an Mineralien und der meist hohe Prozentsatz an Salzen ist auch der Grund dafür, daß nur ein kleiner Teil der täglich geförderten Grubenwässer genutzt werden kann. Dabei macht das Mergelwasser aus oberen Überdeckungsschichten den geringsten Kummer. Es speist zum Beispiel die wassergespülten Bohrmaschinen unter Tage. Aber auch hier gilt der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme. In Werne wissen nur wenige Besucher der öffentlichen Badeanstalt, daß sie bei ihrem Thermalbad in Grubenwasser schwimmen! In Marl-Hüls wird ein Teil des Grubenwassers von den dortigen chemischen Werken verwendet.

Aber auch in die jüngste Geschichte der Stadt

▲ So zeigt sich im Schnitt das verschlungene Innere einer sechsstufigen Kreiselpumpe, in der sechs Schaufelräder hintereinandergeschaltet sind. Das erste Rad links saugt das Wasser aus der Ringsaugleitung S-Sr an, durch jede Leitschaukel erhöht sich der Wasserdruck, der im Druckringraum Dr und der Steigleitung D 33 atü erreicht. Auf Kaiserstuhl leisten neben diesem Pumpentyp elfstufige Kreiselpumpen 72 atü und erreichen damit die auf der 7. Sohle notwendige Druckhöhe von 710 Metern

Dortmund ist das Grubenwasser eingesickert: Als die Bomben des letzten Krieges die Wasserversorgung zerschlagen hatten, versorgte die Schachanlage Kaiserstuhl den Norden der Stadt mit Trinkwasser. In der Not mußte sich die Zunge daran gewöhnen, daß Mergelwasser durchaus genießbar sein kann. Die einzige unzerstörte Brauerei der Bierstadt braute sogar Starkbier aus unserem Grubenwasser! Und auch das schmeckte – wenn man etwas mitbekam.

Albert Wendt †



Am 1. Juli 1962 hätte Albert Wendt, kaufmännisches Vorstandsmitglied der Dörken AG, 40 Jahre im Dienst der Hoesch AG gestanden. Der Tod versagte ihm, die herzlichen Glückwünsche entgegenzunehmen, die ihm zu seinem Jubiläum zugedacht waren. Nach langer Krankheit starb er in der Nacht zu diesem 1. Juli. Albert Wendt wurde am 17. Januar 1898 in Bochum geboren. Er hatte kaum seine kaufmännische Lehre abgeschlossen, als er zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges nahm er bei der Gelsenkirchener Bergwerks-AG die Arbeit auf. Am 1. Juli 1922 trat er in die Dienste des damaligen Eisen- und Stahlwerks Hoesch. Im November 1931 wurde er als Prokurist zur Dörken AG berufen, die kurz zuvor dem Hoesch-Kreis angeschlossen worden war. Seit 1948 leitete er die Gesellschaft als kaufmännisches Vorstandsmitglied.

Albert Wendt hat die wechselvollen Geschicke

der Dörken AG durch mehr als drei Jahrzehnte an verantwortlicher Stelle miterlebt und mitgestaltet. 1947 war er dabei, als die schwerste Stunde des Werkes kam: Die Dörken AG sollte völlig demontiert werden. In enger Zusammenarbeit mit der Konzernleitung, mit der Belegschaft und mit Dienststellen der damaligen Reichsbahn gelang es, die Bedeutung der Dörken AG als Zulieferbetrieb der Bahn überzeugend nachzuweisen.

Nachdem diese Gefahr abgewendet worden war, begann der erfolgreiche Aus- und Neubau des Werkes, zu dem Albert Wendt durch seine Schaffensfreude, sein gediegenes Können und seine umfassenden kaufmännischen Erfahrungen entscheidend beigetragen hat.

Für Hoesch und die Dörken AG bedeutet der Tod Albert Wendts einen schmerzlichen Verlust. Alle, die ihn kannten und ihm in der Arbeit verbunden waren, werden ihn sehr vermissen und in dankbarer Erinnerung behalten.

Wabush Mines werden erschlossen

Eisenerz aus Kanada für unsere Hochöfen

Viele unserer Leser werden die Pressenotizen gelesen haben, in denen berichtet wurde, daß sich Hoesch einer Gruppe europäischer und nordamerikanischer Unternehmen angeschlossen hat, um gemeinsam mit diesen Firmen ein kanadisches Eisenerzvorkommen zu erschließen und auszubeuten. Wolfgang Schüle vom Einkauf der Westfalenhütte hat diesen Bericht von einer Kanada-Reise mitgebracht

Um unsere Hochöfen mit den notwendigen Rohstoffen zu versorgen, bezieht die Westfalenhütte Eisenerze aus den verschiedensten Ländern der Welt. Deshalb hat sie sich 1961 auch an den kanadischen Wabush Mines beteiligt, von denen wir ab 1965 Eisenerz erhalten werden. Diese Beteiligung in Kanada entspricht dem von uns verfolgten Ziel, Erze aus verschiedenen Ländern zu beziehen, um das Risiko, das mit dem Rohstoffbezug aus ausländischen Quellen verbunden ist, soweit irgend möglich zu mindern. Vorerst sind wir nur mit zwei Prozent an den Wabush Mines beteiligt, das entspricht etwa 105000 Tonnen Erz, die wir jährlich von dort beziehen werden. Diese Menge, die sehr bescheiden neben den drei Millionen Tonnen Erz ist,

die die Westfalenhütte jährlich braucht, kann später erhöht werden.

Lake Wabush, einer von tausenden Seen in den Wäldern der unzugänglichen Wildnis Ostkanadas, in der Nähe der Grenze zwischen Quebec und Labrador, hat den Wabush Mines ihren Namen gegeben. Obgleich nahezu auf dem Breitengrad von Dortmund gelegen, sinkt dort die Temperatur während der neun Wintermonate bis auf minus 43 Grad Celsius.

▼ Unser Bild zeigt die vom Menschen nahezu unberührte kanadische Wildnis, in der das Eisenerzlager Wabush Mines erschlossen wird. Der Höhenzug im Vordergrund ist die Lagerstätte des Eisenerzes



1 Hier, in der Bucht von Seven Islands, sollen ab 1965 jährlich fünf Millionen Tonnen Erzkonzentrat verladen werden; mit dem Bau des Verladekais (rechts) ist gerade begonnen worden

2 u. 3 Blick auf das vorläufige Baulager der Wabush Mines.

Oben links steht die Versuchsanlage, in der die Eisenerze erfolgreich aufbereitet wurden. Die Skizze veranschaulicht, wie die endgültige Anlage aussehen soll

▼ Deutlich ist die langgestreckte Erzformation des sogenannten „Labradortroges“ zu erkennen, an deren südlicher Spitze die Wabush Mines liegen, von denen die Erzkonzentrate mit der Bahn nach Seven Islands transportiert und dort auf Schiffe verladen werden



1

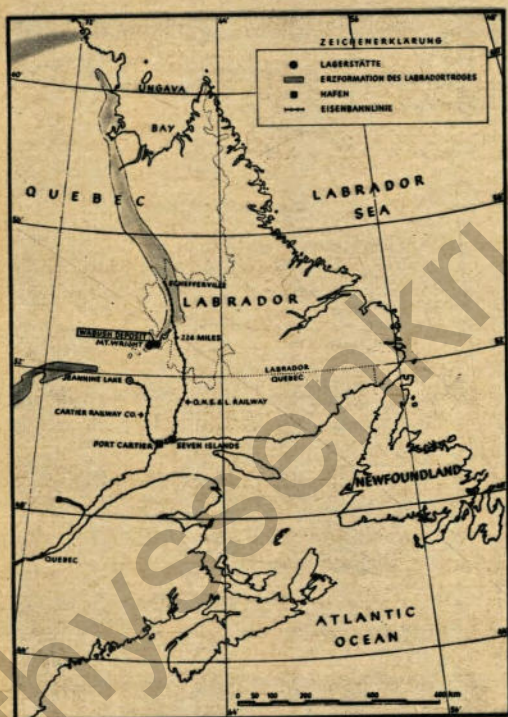
Eine Milliarde Tonnen Eisenerz warten auf den Abbau

Als 1933 hier ein Erzkörper entdeckt wurde, der mehr als eine Milliarde Tonnen Eisenerz enthält, war dieser neue Fund nur von geringem Interesse für die eisenschaffende Industrie diesseits und jenseits des Atlantik. Noch gab es keine Möglichkeit, das Erz, das im Durchschnitt nur 35 v. H. Eisen enthält, so aufzubereiten und zu konzentrieren, daß sich der Transport über lange Strecken lohnte. Erst als es Pickands Mather, einer amerikanischen Erz- und Kohlenhandels- und Ingenieurfirma, nach vielen Jahren der Untersuchung und Forschung gelungen war, ein wirtschaftliches Verfahren zu entwickeln, mit dem das Erz in Konzentrate von etwa 66 v. H. Eisengehalt verwandelt wird, erwiesen die Wabush Mines ihre Anziehungskraft auf viele Hüttenwerke. Inzwischen sind hunderte Tonnen Erz in einer Versuchsanlage an Ort und Stelle geprüft und verarbeitet worden. Selbstverständlich ist auch die Lagerstätte genau untersucht; zu diesem Zweck wurden Bohrungen mit einer Gesamtlänge von über 16000 Meter niedergebracht.

900 Millionen DM müssen investiert werden

Bevor jedoch die erste Tonne Konzentrat in unsere Hochöfen wandern wird, ist es notwendig, nicht weniger als 900 Millionen DM durch die beteiligten Firmen zu investieren – eine Summe, die vielleicht vorstellbar wird, wenn man sich erinnert, daß Hoesch für seine 50000 Arbeiter und Angestellten im letzten Geschäftsjahr insgesamt nur 404 Millionen DM an Löhnen und Gehältern gezahlt hat. Diese Sum-

men werden gebraucht, da ja nicht nur die technische Einrichtung zu erstellen ist, sondern zugleich für die Angestellten und Arbeiter und deren Familien eine ganze Stadt mit Schulen, Hotels und Läden entstehen muß. Mehr als 600 Alleinstehende und weitere 600 Familien müssen untergebracht werden. Vielfältige soziale Einrichtungen sollen den arbeitenden Menschen und ihren Familien das harte Leben in der unwirtlichen Umwelt erleichtern. Ein Flughafen – wegen der großen Entfernungen in Kanada ist das Flugzeug das wichtigste Verkehrsmittel – wird die Verbindung zur Außenwelt herstellen. Große Kosten verursachen auch die Transportprobleme. Das aufbereitete Erz soll über einen 320 Kilometer langen Eisenbahnweg nach Süden zum St.-Lorenz-Strom gebracht werden. Dazu müssen noch mehr als 90 Kilometer Eisenbahn als Verbindungsstrecke gebaut werden, die mehrere Flüsse überqueren. In den Wabush Mines gewinnt man das Erz durch Bohren und Sprengen, mit riesigen Baggern und Lastkraftwagen im Tagebau. Das rohe Erz wird durch viele Zerkleinerungs-, Konzentrierungs- und Trocknungsvorgänge aufbereitet. Die elektrische Energie für alle Anlagen wird in einem neu errichteten Wasserkraftwerk erzeugt und über 160 Kilometer herangeführt. Trotz Schnee und Eis hofft man, während des ganzen Jahres arbeiten zu können. Auch der Hafen in der Bucht von Seven Islands am St.-Lorenz-Strom soll solange wie möglich eisfrei gehalten werden. Dort wird der Meeresgrund auf über zwölf Meter Wassertiefe ausgebagert, um großen Ozeandampfern, die das Erz nach den USA und Europa bringen, das Anlegen an der 600 Meter langen Pier zu ermöglichen.





Eine Gruppe europäischer und nordamerikanischer Unternehmen arbeitet zusammen

Es ist klar, daß so gewaltige Anstrengungen nicht von einem Unternehmen allein getragen werden können. So haben sich zehn nordamerikanische und europäische Unternehmungen zusammengeschlossen, um dieses Projekt zu verwirklichen. Wir befinden uns in Gesellschaft großer US-amerikanischer Stahlerzeuger: The Youngstown Sheet and Tube Company, Interlake Iron Corporation, Inland Steel Company, Pittsburgh Steel Company. Als Geschäftsführer ist Pickands Mather beteiligt. Aus Kanada kommen die Steel Company of Canada, Limited, und die Dominion Foundries and Steel, Limited, aus Italien die Finsider hinzu. Aus Deutschland hat sich neben uns die Mannesmann AG beteiligt. Neben diesen Hüttenwerken tragen einige der größten amerikanischen Versicherungsgesellschaften zur Finanzierung bei: Metropolitan Life Insurance, The Prudential Insurance, The Equitable Life Assurance, Sun Life Assurance. Sie stellen den beteiligten Gesellschaften über 500 Millionen DM zur Verfügung.

Im Jahre 1965 soll die volle Produktion von jährlich mehr als fünf Millionen Tonnen Konzentrat erreicht sein. Bevor es jedoch soweit ist, bleibt noch viel zu tun. Heute arbeiten mehr als 1500 Menschen auf den Baustellen in Seven Islands und am Lake Wabush. Bulldozer brechen Schneisen in die Wildnis und planieren das Gelände. Bagger heben die Baugruben für Siedlung und Aufbereitungsgebäude aus. Das Kraftwerk geht seiner Vollendung entgegen. Am Hafen schiebt sich die auf Pfählen ruhende

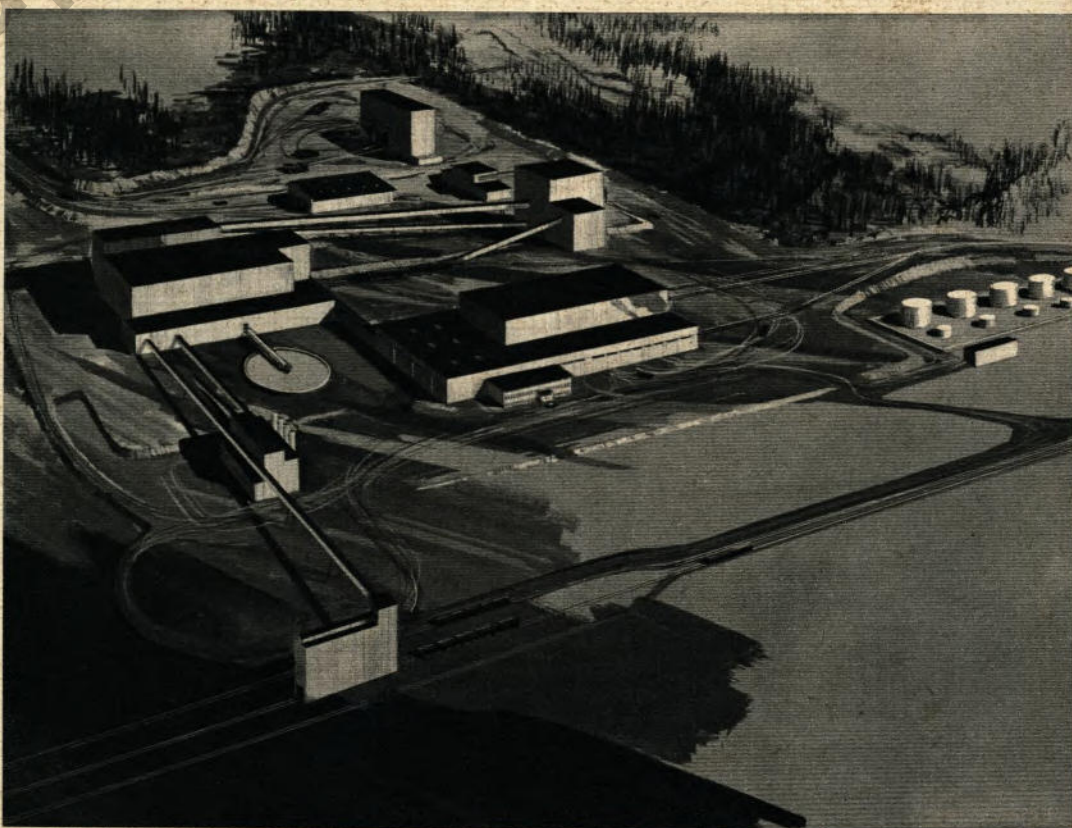


2

de Pier weiter und weiter ins Wasser hinaus. Eisenbahnverbindung und Hafen werden zuerst in Betrieb genommen, damit die Baumaterialien und die zum Teil sehr schwere maschinelle Ausrüstung leichter an Ort und Stelle geschafft werden können.

So wächst in wenigen Jahren mitten in den fast

unberührten Wäldern Kanadas ein bedeutendes Bergbauunternehmen aus dem Boden, das nicht nur mithelfen wird, den Erzbedarf der Westfalenhütte auf Jahrzehnte hinaus zu decken, sondern zugleich auch dazu beiträgt, ein bis dahin kaum entwickeltes Gebiet wirtschaftlich und zivilisatorisch zu erschließen.



3



1

„Um etwas von anderem zu sehen“

1 Die beiden Wandergesellen nehmen Abschied von Hohenlimburg. Acht Monate haben Hans-Joachim Seldel, vorn auf dem Tandem, und Clemens Mayland in unseren Walzwerken gearbeitet. Nun geht es nach Hamburg in die Schlosserei eines dortigen Betriebes

2 Zum Abschied erhalten die beiden ein Buch mit der Hohenlimburger Stadt- und unserer Werksgeschichte. Der Leiter der Lehrwerkstatt, Artur Richter, und Betriebsratsmitglied Heinrich Tolsdorf wünschen den Wandergesellen gute Fahrt

3 22 Facharbeiter der Hoesch Walzwerke Hohenlimburg haben seit 1955 als Wandergesellen in fremden Firmen gearbeitet, die sich am Facharbeiteraustausch beteiligten – 36 Wandergesellen anderer Betriebe sind seitdem in Hohenlimburg beschäftigt gewesen. Am 2. Januar ging Norbert Stracke von Hohenlimburg auf die Wanderschaft nach Hamburg. Hier sehen wir ihn bei der Firma Menck und Hambrock GmbH, die Bagger und Raupen herstellt, zusammen mit Kranführer Leo Rosenbauer

4 Norbert Stracke hat in dem Hamburger Betrieb viel zu sehen bekommen. Selbstverständlich sah er sich nicht nur im Betrieb, sondern auch in der Stadt um. Unser Bild zeigt ihn kurz vor einer Hafenrundfahrt



2

22 junge Facharbeiter der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg haben seit 1955 als Wandergesellen in fremden Firmen, die sich am Facharbeiteraustausch beteiligten, gearbeitet – 36 Facharbeiter sind seitdem in gleicher Weise in unseren Walzwerken beschäftigt gewesen.

Die Stammfirma verpflichtete sich, die jungen Betriebsangehörigen nach Abschluß des Austausches wiederaufzunehmen und die Wanderzeit auf die Werkszugehörigkeit anzurechnen. (Siehe WERK UND WIR Heft 10/1955.) Daß der alte Arbeitsplatz, mit dem der Facharbeiter zufrieden gewesen war, „sicher“ blieb, erleichterte dem jungen Menschen den Entschluß, auf Wanderschaft zu gehen. Er verließ den ehemaligen Lehrbetrieb, um ein oder zwei Jahre „das Glück in der Fremde zu suchen“. Junge Hoesch-Facharbeiter sind von Hohenlimburg nach Hamburg, Leverkusen, Köln oder nach Oberbayern gezogen, um einmal zu sehen, „wie es dort gemacht wird“, um den Gesichtskreis zu weiten und um vom Lehrbetrieb Abstand zu gewinnen. Ebenso nahmen in den vergangenen Jahren auch unsere Walzwerke fremde Facharbeiter auf. Zuletzt kamen im September 1961 zwei Wandergesellen der Firma Flender & Co. in Bocholt nach Hohenlimburg auf besondere Weise. Nicht wie früher auf Schusters Rappen, sondern mit einem alten Tandem reisten sie von einem Betrieb zum anderen. Sie waren wirklich so auf die „Walz“ gegangen, wie es die alte Sitte beschreibt, und deshalb berichten wir auch in unserem Artikel, wie die beiden auszogen, die „Fremde zu studieren“.

Die Hohenlimburger waren zu Recht erstaunt, als eines Tages zwei junge Männer auf einem Tandem durch die Straßen der Stadt radelten. Sie blieben stehen und rieten: „Holländer? Globetrotter? Zwei, die für eine Fahrradfirma Reklame fahren?“

Nichts von alledem! Freundlich winkend radelten die beiden weiter, schnurstracks auf unsere Walzwerke zu. Dort stiegen sie vom Rad, zogen

die Mützen und entpuppten sich als Betriebschlosser der Flender AG.

Was haben Schlossergesellen der Flender AG, einer Bocholter Firma, die Getriebe herstellt, in Hohenlimburg bei unseren Walzwerken zu tun? Warum packen sie nicht einfach wie andere Leute ihre Sachen in die Koffer und kommen mit der Bundesbahn?

Die Hohenlimburger hatten viel zu raten. Aber es dauerte nicht lange, da sprach es sich herum: Clemens Mayland und Hans-Joachim Seidel, so hießen die beiden, waren auf der „Wanderschaft“.

Zwei Betriebschlosser, die auf Wanderschaft gehen ... Die Hohenlimburger kannten diesen Brauch nur bei den Zimmerleuten. In ihren traditionellen Anzügen, das Werkzeugbündel unterm Arm, den Knötenstock in der Hand, waren sie oft durch den Ort gekommen; aber schon dabei fragten sich bereits manche, was das noch solle in unserer sonst so schnellebigen, von der Technik bestimmten Zeit.

Tradition und alte Sitte wirkten bis heute fort

Die Zimmerleute haben sich bis heute, trotz manchen Erstaunens hier und anderswo, nicht von der alten Sitte abbringen lassen – „um mehrers auf ihrem Handtwerck zu lernen“ und auch „um etwas von anderem zu sehen“, wie es beispielsweise in einer alten Urkunde der Messerschmiede aus dem Jahr 1685 heißt, als das Gesellenwandern noch allgemein üblich war. Über den eigenen Kirchturm hinausschauen, den Gesichtskreis zu weiten und zu sehen, wie es woanders gemacht wird – das war der Sinn des Gesellenwanderns, um dessentwillen man das Bündel schnürte und in die „weite Welt“ hinauszog.

Viele Volkslieder sprechen noch heute vom Gesellenwandern, das im 15. Jahrhundert und später bis 1864, als die Gewerbefreiheit die Zunftgesetze aufhob, üblich geworden war. Die damals sehr angesehenen Handwerksvereinigungen galten als Körperschaften öffentlichen

Rechts. Der Geselle war verpflichtet, auf Wanderschaft zu gehen, ehe er sich den Meistern stellte, um zu zeigen, was er in der Welt gelernt hatte und um damit selbst den Meisterbrief zu erlangen. Inzwischen hat die Industrialisierung die Welt verändert. Aus Handwerksge- sellen wurden Industriefacharbeiter. Aber auch für sie gilt das gleiche: Es ist gut, einmal über die Heimatstadt, über den Lehrbetrieb hinausschauen zu können, zu sehen, „wie es anderswo zugeht“.

Seit 10 Jahren wieder Gesellenwandern

Einige Industriefirmen, unter ihnen die Hoesch AG, Walzwerke Hohenlimburg, griffen deshalb vor Jahren den Gedanken auf und erweckten das Gesellenwandern, den heutigen Verhältnissen entsprechend, zu neuem Leben. Der Facharbeiter, der im Betrieb bereits gelernt hatte, konnte „seinen Meister“ für zwei Jahre verlassen, um in drei andersgelagerten Betrieben je acht Monate zu arbeiten. Der alte Arbeitsplatz blieb ihm unterdessen sicher, und wenn er von der Wanderschaft zurückkehrte, konnte er dort wieder anfangen, wo er aufgehört hatte. „Draußen“ aber ergänzte der Industriefacharbeiter sein bisheriges Wissen ebenso wie die Handwerksge- sellen aus früherer Zeit in der Fremde. Gleichzeitig lernte er in anderen Gegenden Deutschlands Land und Leute kennen, bekam ein besseres Einfühlungsvermögen im Umgang mit verschiedenen Menschen, was ihm später einmal als Meister dienlich sein konnte. Man- cher, der bisher den Mut nicht aufbrachte, den Arbeitsplatz, an dem er zufrieden war, zu verlassen, den es aber andererseits in die Fremde zog, wagte nun den Sprung.

So etwas hatte man noch nicht gesehen

Auch die Betriebschlosser Clemens Mayland und Hans-Joachim Seidel waren am 1. Januar 1961 von ihrer Stammfirma, der Firma Flender & Co. in Bocholt, losgezogen und schließlich in

Gottmardingem am Bodensee bei der Firma Fahr AG, die Landmaschinen herstellt, eingetroffen. Dort hatten die Gesellen, die im Maschinenbau „groß“ geworden waren, Gelegenheit zu sehen, wie Erntemaschinen, Mährescher und Dieselschlepper entstanden. Als sie nach acht Monaten weiterzogen, waren sie reicher an Erfahrungen und an Erlebnissen. – Dann ging es vom Bodensee durchs Ruhrgebiet nach Hohenlimburg! Clemens Mayland und Hans-Joachim Seidel schrieben in einem Bericht nach Hause: „Wir konnten kaum ungesehen durch die Städte des Ruhrgebietes fahren, denn erstens hatte unser Fahrrad einen rotweißen Anstrich und dann zwei Mann auf einem Tandem, und der Wimpel und das Gepäck – ja, so etwas hatte man wirklich noch nicht gesehen“. Der längere der beiden saß hinten, der kleinere vorn an der Lenkstange des Tandems. So hatte jeder von ihnen genügend Ausblick auf die belebten Straßen. Mit nur einem Plattfuß am Hinterrad und einem Felgenbruch hatten die zwei die Fahrt bis Hohenlimburg geschafft. „Dort ging es gleich zur Vorstellung in die Lehrwerkstatt, und auch da fehlten die Schaulustigen nicht. Lachend, kopfschüttelnd und achselzuckend musterte man uns.“

Schnell vergingen den beiden auch die acht Monate in unserem Hohenlimburger Werk. Sie hatten viele neue Eindrücke und sahen, wie das Vormaterial, die Bleche, die in aller Welt zum Maschinen- und Fahrzeugbau gebraucht, verarbeitet und gewalzt werden. Sie wissen nun, wie es zugeht. Und sie haben darüber hinaus die schöne Umgebung von Hohenlimburg kennengelernt, sind bei einer Hohenlimburger Familie aufgenommen worden und haben sich dort und im Kreise ihrer Arbeitskollegen wohlfühlt. Der Abschied ist nicht nur ihnen, sondern auch den Hohenlimburgern schwergefallen. Aber die Lust zu reisen, stand ihnen im Gesicht geschrieben, als sie freundlich winkend mit ihrem Tandem durchs Werktor in Richtung Hamburg fuhren. Hier werden sie noch acht Monate bei der Firma A. Strüwer KG arbeiten.



Bergarbeiter erhalten 8 v.H. mehr Lohn

Am 4. Juli 1962 unterzeichneten die Tarifpartner des Ruhrbergbaus, die IG Bergbau und Energie und der Unternehmensverband Ruhrbergbau, neue Tarifverträge. Danach erhöhten sich die Löhne und Gehälter im Ruhrbergbau rückwirkend vom 1. Juli 1962 um 7 v.H. Da außerdem eine Nachtschichtzulage von 2 DM vereinbart wurde, ergibt sich eine durchschnittliche Lohn-erhöhung um 8 v.H.

Mit diesen neuen Tarifvereinbarungen konnten die viele Wochen währenden Verhandlungen der Tarifpartner ohne Arbeitskampf abgeschlossen werden, nachdem sich am 28. Juni in einer zweiten Urabstimmung 30,2 v.H. der stimmberechtigten Bergarbeiter für die Annahme des Angebots des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau ausgesprochen hatten. Da nach der Satzung der IG Bergbau und Energie zur Annahme des Angebots 25 v.H. Ja-Stimmen genühten, war der drohende Bergarbeiterstreik abgewendet, der nach 1923 der erste Streik im Ruhrbergbau gewesen wäre.

Mit dem Inkrafttreten der neuen Tarifverträge endete der tariflose Zustand, der seit dem 31. März 1962 bestanden hatte. Die IG Bergbau und Energie hatte zu Beginn der Verhandlungen

gefordert, die Löhne und Gehälter um durchschnittlich 8 v.H. zu erhöhen, eingeschlossen die Nachtschichtzulage von 2 DM. Diese Forderungen zu erfüllen, hatten sich die Vertreter des Ruhrbergbaus außerstande erklärt. Sie wiesen auf die sich weiter verschlechternde Ertragslage, den Absatzrückgang, die umstrittene Bergmannsprämie, die Unklarheit über Ziel und Mittel der Energiepolitik und nicht zuletzt die zusätzlichen Belastungen hin, die die bevorstehenden Sozialgesetze für den Bergbau mit sich bringen werden. Sie schlugen daher vor, die Lohn- und Gehaltsverhandlungen bis zum Oktober dieses Jahres auszusetzen. Da die IG Bergbau und Energie jedoch auf ihre Forderungen nicht verzichten wollte, beschloß ihre Funktionärskonferenz am 8. Juni 1962 in Dortmund, die Mitglieder zu einer Urabstimmung aufzurufen. Die Delegierten gingen bei dieser Konferenz sogar über die Forderungen des Vorstandes hinaus und verlangten, die Löhne nicht nur um 8 v.H. sondern um 10 v.H. zu erhöhen. In der Urabstimmung am 14. Juni 1962, an der sich 81,4 v.H., der organisierten Bergarbeiter beteiligten, stimmten 97,5 v.H. der Bergarbeiter für einen Streik. Als Termin für

den Streik wurde der 27. Juni festgesetzt. Wenige Tage vor diesem Termin griff Bundesarbeitsminister Blank in den Tarifstreit ein. Er lud die Tarifpartner zu gemeinsamen Beratungen ein, bei denen am 24. Juni eine Einigung erzielt werden konnte, nachdem die Bundesregierung dem Bergbau Zuschüsse in Höhe von 200 Millionen DM zugesagt hatte.

Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das, was der Vorsitzende unseres Vorstandes, Dr. Ochel, auf der letzten Hauptversammlung der Hoesch AG, am 27. April 1962, gesagt hat (siehe Werk und Wir, Heft 5/1962): „Wir verhehlen nicht, daß wir die weitere Entwicklung im Bergbau mit Sorge betrachten. Mit den weiter steigenden Kosten, insbesondere den Personalkosten, die bekanntlich im Bergbau entscheidend sind, werden die Erlöse und Erträge nicht Schritt halten. Wir sehen keine Möglichkeit mehr, neue Tarifierhöhungen durch Kostensenkung oder durch Rationalisierung aufzufangen. Dabei haben wir volles Verständnis dafür, daß der Bergmann bei seiner schweren Arbeit in der Lohnskala nicht weiter abfallen darf.“

Obwohl der Unternehmensverband Ruhrbergbau gleichfalls die Meinung vertrat, daß der Bergmann in der Lohnskala nicht weiter abfallen darf, konnte er den Tarifierhöhungen wegen der ungünstigen Ertragslage der Bergbau-Unternehmen erst zustimmen, nachdem die Bundesregierung und das Land Nordrhein-Westfalen eine Hilfe von 200 Millionen DM - ursprünglich waren es 260 Millionen DM - zugesagt hatte. Dieser Betrag soll die Mehraufwendungen durch die Tarifierhöhungen solange teilweise ausgleichen, bis die vorgesehene Neuordnung der gesetzlichen Unfallversicherung den Bergbau finanziell entlastet. Die wirtschaftliche Lage des Ruhrbergbaus wird sich jedoch erst dann entscheidend bessern, wenn grundlegende energiepolitische Maßnahmen ergriffen und mit Hilfe eines langfristigen Energieplanes die Lebensfähigkeit des deutschen Bergbaus gesichert wird.

Walter Hölkeskamp zum 50. Geburtstag



Walter Hölkeskamp gehört zu den Menschen, die ihren eigenen Weg gehen und denen Sicherheit im Urteil in hohem Maße eigen sind. Walter Hölkeskamp, der seit zwei Jahren Arbeitsdirektor der Westfalenhütte ist, feierte am 11. Juli 1962 seinen 50. Geburtstag. Er wurde 1912 als Sohn eines Bergmannes in Bochum-Langendreer geboren, besuchte das Realgymnasium seiner Heimatstadt und lernte danach bei einem Rechtsanwalt und Notar.

1936 wurde Walter Hölkeskamp Bürovorsteher eines Rechtsanwaltsbüros. Ein Jahr später wechselte er zur Firma Friedrich Krupp nach Essen über, bei der er bis 1945 - zuletzt als Abteilungsleiter - tätig war. Im November 1945 wurde ihm als Prokurist die kaufmännische Leitung der Flottmann-Werke in Herne übertragen. Sieben Jahre später ging er als Referent für Angelegenheiten der Montan-Union der Eisen- und Stahlindustrie und der Mitbestimmung zum Zweigbüro des Vorstandes der IG Metall nach

Düsseldorf. Als Heinrich Sträter, damals Vorstandsmitglied der IG Metall und Leiter dieses Büros, 1958 in den Ruhestand trat, übertrug der Vorstand der IG Metall Walter Hölkeskamp die Leitung des Düsseldorfer Büros.

Am 1. Januar 1960 ist Walter Hölkeskamp, entsprechend dem Lüdenscheider Abkommen, vom Vorstand der Hoesch AG zum Mitglied des Direktoriums und zum Arbeitsdirektor der Westfalenhütte bestellt worden. Tatkraft, Verhandlungsgeschick, vielseitiges Können und umfassende Erfahrungen haben zu seiner erfolgreichen Arbeit in den vergangenen beiden Jahren entscheidend beigetragen.

Viele gute Wünsche haben Walter Hölkeskamp zu seinem 50. Geburtstag erreicht. Wir schließen uns ihnen an und wünschen ihm für die Zukunft Gesundheit und die gleiche Arbeitsfreude und Arbeitskraft, die ihm bislang ermöglichten, alle Schwierigkeiten zu überwinden.



Mach mit

... beim 3.
Hoesch-
Steckenpferd-
turnier

Im Oktober ist es soweit! Noch einmal rufen wir alle Belegschaftsmitglieder dazu auf, sich an unserer Ausstellung zu beteiligen.

Schon sind zahlreiche Anmeldungen bei uns eingegangen, gewiß aber konnten sich viele aus falscher Bescheidenheit noch nicht entschließen, mitzumachen. Ihnen möchten wir heute noch einmal sagen, daß wir jede Arbeit aus der Freizeit zeigen möchten, besonders dann, wenn das Hobby dem einzelnen persönlich oder gar ausgefallen erscheint.

Schicken Sie uns Ihre Nachricht bis zum 10. September auf der Postkarte, die am Ende dieses Heftes beigelegt ist.

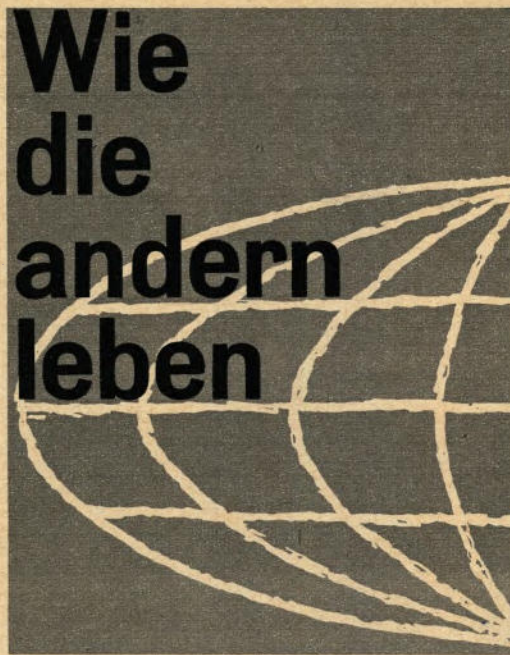
Wir freuen uns über jede Anmeldung. Sie sollen an einer möglichst vielfältigen Ausstellung Ihre Freude haben!



BILD DES MONATS

Fern dem täglichen Einerlei frische Luft atmen und in Ruhe die Welt von oben besehen, das ist die richtige Erholung im Urlaub. Den Blick vom Hafling ins Meraner Tal fing Ernst Grönke, Hoesch AG, mit seiner Kamera ein.

1921 hat das Großherzogtum Luxemburg mit Belgien eine Wirtschafts- und Währungsunion geschlossen. 1948 folgte im Zollabkommen mit Belgien und den Niederlanden der erste Schritt zur Verwirklichung der Benelux Wirtschaftsunion, die im Zeichen der Montan-Union und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in einer größeren Wirtschaftseinheit aufgehen soll. Aber trotz all dieser Zusammenschlüsse hat sich die kleinste europäische Nation ihren Willen zur nationalen Eigenständigkeit bewahrt.



Familie Esch in Luxemburg

Seit mehr als einem Jahrhundert freuen sich die Luxemburger ihrer Unabhängigkeit, aber voller Nachdruck weisen sie darauf hin, daß sie sich schon seit Jahrhunderten als eigenes Volk und nicht als künstliche Schöpfung der europäischen Diplomatie fühlen. Oder wie es ein englischer Historiker ausdrückte: „Von Frankreich, Deutschland und Belgien umgeben, ist dieses kleine Land weder französisch noch belgisch, noch deutsch, noch eine Mischung der drei, sondern es hat einen eigenen und be-

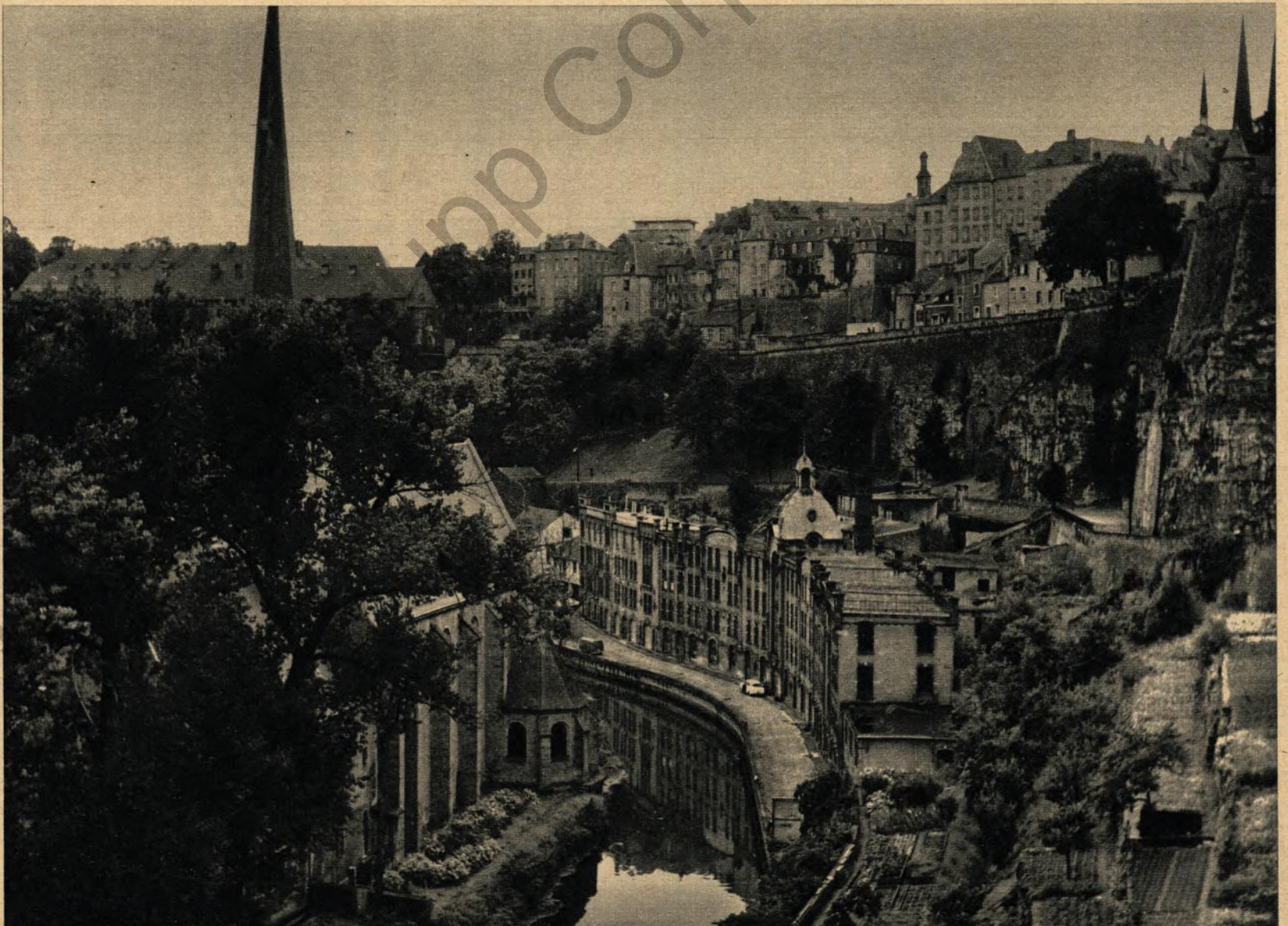
sonderen geographischen, sozialen und ethnischen Charakter“.

„Mir woelle bleiwe, wat mir sin!“

Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß die Luxemburger heute mehr denn je ihrem Nationalmotto verschrieben sind: „Mir woelle bleiwe, wat mir sin.“ Nicht zuletzt haben die überstandenen Gefahren zur Bildung des Nationalgefühls der Luxemburger beigetragen. Das

320000-Volk hat sich nicht gescheut, mit viel Mut und Entschlossenheit die Souveränität des 2600 Quadratkilometer kleinen Landes zu verteidigen. Die Montan-Union mit Sitz in Luxemburg und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft haben dann dazu beigetragen, den ohne-

▼ Auf mehreren von tiefen Tälern durchschnittenen Höhenrücken wurde die alte Stadt und Festung Luxemburg errichtet. Mehr als die Hälfte aller 320000 Luxemburger Bürger leben in der Hauptstadt des Landes





hin vorhandenen Willen Luxemburgs zur europäischen Zusammenarbeit noch zu verstärken und die kleine, nicht einmal 100000 Einwohner zählende Residenzstadt mehr denn je in den Blickpunkt des Westens zu stellen. Schließlich kommt es nicht von ungefähr, daß man Luxemburg zum Sitz der Hohen Behörde für die Gemeinschaft von Kohle und Stahl gemacht hat. Denn die Stahlproduktion Luxemburgs ist, auf die Einwohnerzahl umgerechnet, fünfzehnmal so hoch wie in den USA. Mehr als die Hälfte aller Erwerbstätigen in der Industrie Luxemburgs arbeiten in der Stahlindustrie. Und so besteht das geflügelte Wort „Luxemburg sei mehr eine große Industrie als ein kleines Land“ durchaus zu Recht.

Gut leben leicht gemacht

Kein Wunder daher, daß die Luxemburger die europäische Wohlstandsskala eindeutig anführen. So lagen beispielsweise in der luxemburgischen Eisen- und Stahlindustrie die Löhne 17 v. H. höher als in der Bundesrepublik. Dieses hohe Einkommen setzt Josef Esch und seine Landsleute in die Lage, ein gutbürgerliches Leben zu führen und in seiner Freizeit ganz seiner Bequemlichkeit zu leben. Er liebt es, gut zu essen. Die Luxemburger Küche hat einen Namen, zwar gilt sie als nicht so raffiniert wie die französische, aber man schätzt nur erstklassige Zutaten. Das Luxemburger Bier hat einen guten Ruf, dem man nur schlecht widerstehen kann. Gebäck gehört zur Kaffeestunde und zum Tee. Und bei einem Glas Mosel oder bei einem „gudden Humpen“ (Bier) lassen sich auch schwierige geschäftliche Probleme leichter lösen. Da Josef Esch seine Partner ohnehin fast alle von der Schule her kennt, gehören die Vertraulichkeit und die allgemeine Gleichheit natürlicherweise zu den Besonderheiten der Luxemburger Atmosphäre. Mag Josef Esch dem Deutschen in seinem Fleiß und in der Zähigkeit auch nicht nachstehen, mit dem deutschen Autoritätsglauben und dem Sinn für Disziplin und Ränge kann und will es sein kritischer Sinn nicht aufnehmen. Das verbietet sein ausgeprägtes Persönlichkeitsbewußtsein,





das durchaus eine eigenbrötlerische Note haben kann.

Land einer überschaubaren, behaglichen Nachbarschaft

Josef Esch spricht zwar deutsch und französisch, aber er hat doch nur eine Muttersprache: „Letzeburgesch“. Wer diese moselfränkische Mundart spricht, gehört zu einem Orden, der fest zusammenhält. Und er ist überall in der Welt zu finden. Dafür sorgt seit vielen Jahren eine starke Auswanderung, die zum Beispiel

dazu geführt hat, daß heute in Chicago mehr Luxemburger wohnen als in der heimatlichen Residenz.

Im übrigen leben Josef Esch und seine 320000 Mitbürger in einem Land, dessen Sozialpolitik zu einem allgemeinen Ausgleich der Einkommen geführt hat. Es gibt keine Arbeitslosigkeit, die Löhne und Gehälter liegen weitaus an der Spitze der Einkommensskala der europäischen Gemeinschaft. Eine Invaliden- und Alterspension ist eingeführt. Aber es läßt sich auch nicht bestreiten, daß der Wohlstand mancher Bevölkerungsschichten und Industriezweige

von der besonders günstigen Stellung profitiert, die die Eisen- und Stahlindustrie in der wirtschaftlichen Struktur des Landes einnimmt.

Es ist nur ein kleines Ländchen, dieses Luxemburg, aber ein Ländchen, in dem sich leben läßt. Achtzig Kilometer lang und sechzig breit, bietet das Großherzogtum seinen Bewohnern das Besondere einer überschaubaren behaglichen Nachbarschaft, die darüber nicht vergißt, lebendiger Teil einer größeren europäischen Gemeinschaft zu sein.

Dr. Bohmert

◀ „Hier findet sich so viel Größe und Anmut, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden“, schrieb Goethe, als er Luxemburg besuchte. Zu den Wahrzeichen der Stadt gehören die vielen hohen Brücken, die behäbigen Bürgerhäuser und das schlichte, gediegene Palais der Großherzogin

► Nur 1000 Einwohner zählt Clervaux, ein malerisches Städtchen, das, wie viele andere Luxemburger Ortschaften, Touristen aus aller Welt anzieht



Idee und Vollen- dung

Zur Kunstausstellung der 16. Ruhrfestspiele



„Idee und Vollendung“ hieß die diesjährige Kunstausstellung der Ruhrfestspiele, die in die Werkstatt des Künstlers führte und das Entstehen vieler bedeutsamer Kunstwerke von der Skizze zum fertigen Werk zeigte. Zu den Beispielen, die wir im Bild vorstellen können, gehört die überlebensgroße Statue „Penelope“, die Antoine Bourdelle geschaffen hat, nachdem er das Thema in mehreren kleinen plastischen Studien abgewandelt hatte



Idee und Vollendung heißt die Kunstausstellung der 16. Ruhrfestspiele, bei der es um den Werdegang des Kunstwerkes geht, um den Weg von der ersten Bildvorstellung, der „Idee“, bis hin zum „vollendeten“ Werk. Dieses Ausstellungsthema ist erregend und lehrreich wie kaum ein zweites, wenn auch die Übung, Kunstwerke unter ein Thema zu versammeln und durch Vergleich und Gegenüberstellung zu ihrem Verständnis beizutragen, inzwischen gute Gewohnheit der Kunstausstellungen der Ruhrfestspiele geworden ist.

In der Werkstatt des Künstlers

Wie entsteht ein Kunstwerk? Es mangelt nicht an Theorien, an treffenden Äußerungen von Künstlern und Kritikern, die eine Antwort zu geben versuchen. So hilf- und aufschlußreich

diese im Einzelfall sein mögen, eine allgemein verbindliche und endgültige Erklärung ist nicht möglich.

Diese Ausstellung aber führt geradewegs in die Werkstatt des Künstlers, sie ist dem fortschreitenden Gestaltungsvorgang so dicht auf den Spuren, wie es Worte und Theorien nicht vermögen. Sie zeigt den Weg von der „unfertigen“ Skizze zum „fertigen“ Werk mit den reichen Möglichkeiten des Anfangs, den überraschenden und doch folgerichtigen weiteren Ausformungen und dem Endergebnis, das in seiner Vollkommenheit und scheinbaren Mühelosigkeit das lange und schwierige Machen gern vergessen läßt. So schärft und weitet sich im Gegenüber von Skizze und fertigem Werk der betrachtende Blick wie von selbst. Romantische Vorstellungen von künstlerischer „Inspiration“ und „Schöpfung“ haben hier



keinen Platz, die Ausstellung widerlegt sie ganz sachlich, dokumentarisch. Dürers Wort gilt auch heute: „Ein gut Bild kann außerhalb Fleiß und Mühe nicht gemacht werden.“

Wenn etwa Oskar Schlemmer (1888 bis 1943) seine Figurenszenen entwickelt, wenn er die Form zu immer größerer Klarheit und Bestimmtheit weiterführt, so ist das ein Vorgang von höchster Bewußtheit und strenger unerbittlicher Hingabe. Oder Légers (1881 bis 1955) „Landpartie“: sieben „Stationen“, eine aus der anderen hervorgehend, bezeichnen klar und folgerichtig den Weg zum vollendeten Bild. Fleiß und Mühe – das heißt unablässige Arbeit, um die gültige Form zu gewinnen. Die Ausstellung hat genug dieser Beispiele, wenngleich natürlich der Prozeß zwischen Idee und Vollendung nicht immer auf solch gerader Linie verläuft wie bei Schlemmer und Léger.

Allerdings birgt das Thema auch eine Gefahr. Von der „Vollendung“ her könnte die Skizze lediglich als Vorstufe ohne selbständigen künstlerischen Wert erscheinen, was vielen der ausgestellten Entwürfe nicht gerecht würde. Immer wieder entdecken wir in der „unfertigen“ Skizze oft gleichen oder gar stärkeren Reiz als im ausgeführten Werk. So sind etwa Lehmbrucks (1881 bis 1919) zeichnerische Studien zu der Plastik „Der Gestürzte“ Blätter, die in der Eleganz des Striches sich selbst genügen, auch wenn sie vom Künstler nicht dazu bestimmt waren.

Zahlreiche Bilder höchsten Ranges

Das Niveau der Ausstellung ist beachtenswert, zahlreiche Werke höchsten Ranges sind aus dem In- und Ausland zusammengebracht wor-

▲ Viele Studien – unter ihnen die abgebildete Zeichnung – hat Vincent van Gogh angefertigt, bevor er sein berühmtes Gemälde „Die Kartoffelesser“ vollendete. Seine Studien sind durch ihren kraftvollen Schwung besonders reizvoll

den. Beweis genug für das internationale Ansehen, das die Ruhrfestspiele sich zu schaffen wußten.

Van Goghs (1853 bis 1890) berühmte „Kartoffelesser“, umgeben von neun Vorstudien, sind ein Glanzstück der Ausstellung. Das Bild steht am Anfang einer leidenschaftlichen und tragischen Künstlerlaufbahn. Es hat noch weitgehend die tastende Unsicherheit des nur aus eigener Kraft und Erkenntnis Lernenden, verrät aber darin, wie etwa die Petroleumlampe über dem Tisch gemalt ist, schon das Können eines der ganz Großen in der Malerei. Wichtiger ist jedoch



die „Aussage“. Ungeschminkte Schilderungen sozialer Verhältnisse gab es zwar schon, aber nie vorher hatte aus einem Bild das Pathos der Anteilnahme, des Mitleids so eindringlich und ohne eine Spur von Wehleidigkeit gesprochen. Van Gogh lebte damals unter der armen Landbevölkerung im brabantischen Nuenen. Wir wissen aus seinen Briefen, wie sehr ihn diese Zustände angerührt haben.

Die „Penelope“ von Bourdelle (1861 bis 1929) ist überlebensgroß, fast denkmalhaft. Meisterhaft ist die Masse bewältigt, jedes Stück dieses „Bronzegebirges“ ist eindrucksvoll ausgearbeitet. Dabei durchzieht ein schöner Wohlklang der Linien, besonders der schwingenden S-Linie, die Gestalt. Hoheit und melancholische Anmut vereinen diese Plastik. Die großartig-rührende Geschichte der bedrängten Penelope, die den Gatten Odysseus erwartet, ist in dieser Figur ganz gegenwärtig.

Max Liebermann (1847 bis 1935) hat sich einmal selbst über den Vorgang bildnerischer Formung geäußert. „Die Frische der Zeichnung geht leider nur zu oft unter der langen Arbeit und der Schwere der zu bewältigenden Öltechnik verloren.“ Diese in vielen Fällen sicherlich richtige Beobachtung trifft auf Liebermanns eigenes Bild „Papageienmann“ keineswegs zu. Dieses Ölbild hat nichts von der lebendigen Ursprünglichkeit der ersten Kreidezeichnung eingeübt; es hat vielmehr ruhige Klarheit und überlegte Ordnung gewonnen. Das ist prächtige Malerei, Augenweide: vor dem durchsonnten Grün der Allee ist das starke Rot, Gelb und Blau der exotischen Vögel sehr sicher hingesetzt.

In der abstrakten Malerei ist der Gestaltungsprozeß zumeist sehr anschaulich, da der Künstler frei mit den Formen schaltet. Willi Baumeister (geb. 1881), einer der Klassiker unter den „Abstrakten“, notiert in seinem Tagebuch: „... eine schwebende Form über einer schweren, nach unten gerückten Gruppe von Formen.“ Die Bildvorstellung ist da, wird skizziert. Nun entwickeln sich die rohen Formen, verfeinern sich zusehends, werden in bestimmte Beziehungen gebracht, und schließlich wird die Farbe „eingesetzt“. Doch besser als Worte spricht das Bild für sich.

Fritz Endemann



◀ Max Liebermanns fertig ausgeführter „Papageienmann“ hat nichts von der lebendigen Ursprünglichkeit der Skizze (siehe oben rechts) verloren. Das vollendete Gemälde ist mit seinen starken Farben ein lebensfrohes Bild, eine wahre Augenweide

► Auch Willi Baumeister hat bei diesem gegenstandslosen Bild seine erste Vorstellung über verschiedene Studien hin verfeinert und vervollkommenet. Als Thema wählte er „eine schwebende Form über einer schweren, nach unten gerückten Gruppe von Formen“





11.
Europäisches
Gespräch
in
Recklinghausen

Die Gewerkschaften im Aufbau der Gesellschaft

Der Deutsche Gewerkschaftsbund hatte für das diesjährige Europäische Gespräch, das wie in den vergangenen Jahren im Rahmen der Ruhrfestspiele stattfand, ein für unsere Zeit sehr bedeutendes Thema gestellt: „Die Gewerkschaften im Aufbau der Gesellschaft“. Daß über die Rolle der Gewerkschaften auch heute noch sehr gegensätzliche Meinungen bestehen, betonte nachdrücklich der zweite Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Bernhard Tacke, in seiner Eröffnungsansprache: „Verantwortung und Zuständigkeit werden den Gewerkschaften je nach der Situation zugeordnet oder abgesprochen. Ihre Kompetenzen werden je nach Verhalten anerkannt oder abgelehnt. Während sie z. B. für die Abwehr kommunistischer Ideologien und Infiltration als entscheidender gesellschaftlicher Verband angesehen werden, bezweifelt man ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie im Schatten der Mauer um Tarifprobleme feilschen“. Indem die aktiven Gewerkschafter in ihrem Bemühen um Wiedervereinigung und Freiheit als verantwortungsbewußte Männer bezeichnet werden, sinken sie angeblich zu Funktionären herab, wenn sie sich beauftragen lassen, das angebliche ‚Dogma des Lebensstandards‘ zu vertreten. Während den verantwortlichen Gewerkschaftsführern oft genug ihre verantwortungsvolle Haltung für unsere freiheitliche Demokratie bescheinigt wurde, werden sie wegen ihrer Lohnpolitik zu Männern, die die ‚Waffen gegen unsere Gesellschaftsordnung schmieden‘.“

Voraussetzung für freie Gewerkschaften: Koalitionsfreiheit

Siebzehn Wissenschaftler, Publizisten und Gewerkschafter hatten unter der Leitung von Dr. Müller, Senatspräsident beim Bundesarbeitsgericht, die Aufgabe, die Stellung der Gewerkschaften in unserer Gesellschaft abzugrenzen und klarzustellen. Dr. Dörr, Direktor bei der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, Brüssel, leitete das Gespräch mit einem Vortrag über „Die Rechtsstellung der Gewerkschaften in verschiedenen nationalen Rechtsordnungen“ ein. Dr. Dörr hob hervor, daß die Rechtsstellung der Gewerkschaften in den ver-

schiedenen Ländern sehr unterschiedlich sei und sowohl von der jeweiligen nationalen Rechtsordnung, als auch von der historischen Entwicklung abhänge. Erfreulicherweise habe jedoch die Internationale Arbeitsorganisation in Genf weltweit anerkannte Grundsätze über die Rechtsstellung der Gewerkschaften erarbeitet. Zwei von vielen Staaten ratifizierte Übereinkommen legten den Inhalt der Koalitionsfreiheit fest. Danach sei die Koalitionsfreiheit das Recht der Arbeitnehmer, ohne vorherige staatliche Genehmigung eigene Organisationen zu bilden oder ihnen beizutreten, das Recht der Organisationen, ihre Vertreter frei zu wählen, sich Satzungen zu geben und ihr Programm aufzustellen. Organisierte Arbeitnehmer dürften weder zum Austritt aus der Gewerkschaft gezwungen werden, noch dürften sie wegen ihrer Mitgliedschaft oder Aktivität in der Gewerkschaft benachteiligt werden. Den Arbeitgebern sei außerdem jede Einmischung und Beeinflussung einer Gewerkschaft untersagt. Diese internationalen Übereinkommen hätten die Stellung der Gewerkschaften in vielen Ländern der Welt wesentlich gestärkt, weil Verstöße dagegen von einem besonderen Ausschuß der Internationalen Arbeitsorganisation sorgfältig untersucht würden. Dessen letzter Bericht, es ist der 65., beschäftigte sich mit der Lage der Gewerkschaften in Portugal und enthalte auf vier Seiten eindringliche Empfehlungen an die portugiesische Regierung.

Auf die Lage der Gewerkschaften in den einzelnen Ländern eingehend, stellte Dr. Dörr fest, daß die Arbeitnehmer in vielen Ländern gezwungen würden, der zuständigen Gewerkschaft anzugehören, z. B. in Australien, Neuseeland, England, den skandinavischen Ländern und vielfach in Nordamerika. In den westeuropäischen Ländern stünde es dagegen den Arbeitnehmern völlig frei, ob sie einer Gewerkschaft beitreten wollen oder nicht. In einigen dieser Länder habe sich jedoch die Praxis entwickelt, in Tarifverträgen ausgehandelte Vorteile oder gewisse Sondervorteile nur Gewerkschaftsmitgliedern zukommen zu lassen, z. B. in Belgien, aber auch in Dänemark und Österreich. In der Schweiz sei der sogenannte Solidaritätsbeitrag üblich.

◀ „Die Gewerkschaften im Aufbau der Gesellschaft“ hieß das Thema des Europäischen Gesprächs der Ruhrfestspiele 1962. Siebzehn Wissenschaftler, Publizisten und Gewerkschafter versuchten, die Stellung der Gewerkschaften in unserer Gesellschaft festzulegen und abzugrenzen. Stehend: Bernhard Tacke bei seinem Eröffnungsvortrag

Mitbestimmung umstritten

Die betriebliche Mitbestimmung finde, so berichtete Dr. Dörr, im Ausland kein sehr starkes Interesse, ja, sie begegne manchem Zweifel. Die Betriebsräte oder Personalvertreter in unseren Nachbarländern haben daher meist nur recht bescheidene Befugnisse. Viele Ausländer meinten, das deutsche System vermische bedenklich die gegensätzlichen Interessen und könne die Einheit der Gewerkschaft gefährden. Auch die unmittelbare Teilnahme an der Betriebsführung im Aufsichtsrat oder gar im Vorstand, wie in Deutschland nach dem Mitbestimmungsgesetz, habe im Ausland kein rechtes Gegenstück. Eine Ausnahme mache nur die französische verstaatlichte Industrie, in deren Aufsichtsorganen die Vertreter der Gewerkschaften mindestens ein Drittel der Sitze einnehmen.

Die Tarifautonomie der Verbände werde in vielen Ländern dadurch eingeengt, daß der Staat helfend, vermittelnd oder schließlich anordnend eingreife, wenn sich die beiden Vertragsparteien nicht einigen könnten. Von der staatlichen Vermittlung bis hinauf zur ständigen Zwangsschlichtung, z. B. in Australien und Neuseeland, seien alle Abstufungen anzutreffen. Die Zwangsschlichtung führe jedoch dazu, daß die Unterhändler beider Parteien sich gar nicht erst um eine Einigung bemühten, sondern sich von vornherein auf die staatliche Schlichtungsinstanz verließen. Daher sollten nach Auffassung von Dr. Dörr die staatlichen Eingriffe durch besondere freiwillige Schlichtungsverfahren überflüssig gemacht werden. Bekannt geworden sei z. B. das sogenannte Friedensabkommen der schweizerischen Uhrenindustrie, nach dem Streitigkeiten von paritätischen Ausschüssen zu untersuchen und zu schlichten sind. Ähnlich verhalte es sich auch in den skandinavischen Ländern. Die Zusammenhänge von Löhnen, Vollbeschäftigung und Preisen hätten in vielen Ländern zu Bemühungen geführt, die gewerkschaftliche Tarifpolitik mehr oder weniger fest in einen volkswirtschaftlichen Gesamtrahmen einzuordnen und langfristig festzulegen.

Streikrecht allgemein anerkannt

Das Streikrecht, dem weiterhin eine große Bedeutung für die Fortentwicklung der Arbeitsbedingungen zukomme, sei praktisch in allen in der wirtschaftlichen Entwicklung fortgeschrittenen Ländern anerkannt. Der Gesetzgeber und die Rechtsprechung hätten es jedoch teilweise eingeschränkt, sei es nun für bestimmte Zweige des öffentlichen Dienstes oder der öffentlichen Versorgung, sei es durch einen Verhandlungszwang mit befristeter Friedenspflicht, die sogenannte Abkühlungsperiode, sei es auch durch endgültige Zwangsschlichtung. Je stärker der Staat das Streikrecht beschränke, desto unmittelbarer und tiefer werde er in die Spannungen und Kämpfe der Tarifpartner einbezogen.

Die Teilnahme und Mitverantwortung der Gewerkschaften an der Herrschaftsgewalt und damit an der Verantwortung für die Allgemeinheit sei in den Ländern der westlichen Welt längst in vielfältiger Form anerkannt und häufig durch Gesetze verankert. Das Feld der gewerkschaft-

lichen Einflußnahme und der direkten Mitarbeit in der öffentlichen Verwaltung sei schon beinahe unübersehbar geworden. Die Gewerkschaften arbeiteten mit bei der Gestaltung des Arbeitsschutzes, der Berufsausbildung, Berufsberatung und Arbeitsvermittlung, der Sozialversicherung, der Produktivitätssteigerung, ja bei der gesamten Wirtschaftspolitik. Auch die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft habe von vornherein auf die Mitarbeit der Gewerkschaften großen Wert gelegt. So stellten die Gewerkschaften z. B. im Wirtschafts- und Sozialrat zahlreiche Vertreter. Ludwig Rosenberg, stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, sei zwei Jahre lang Präsident dieses Rates gewesen.

Senatspräsident Dr. Müller, der Leiter des Gesprächs, eröffnete die allgemeine Aussprache über die Ausführungen von Dr. Dörr und hob hervor, daß die freie Tätigkeit der Gewerkschaften von großer, unmittelbarer Bedeutung für die gesamte Gesellschaft sei. Das Gespräch wandte sich dann dem Spannungsfeld zu, in dem sich die Gewerkschaften in unserer modernen Gesellschaft befinden; einerseits seien sie ein Faktor der Ordnung, beteiligten sich aktiv am Aufbau der Gesellschaft, übernähmen Verantwortung und trügen damit dazu bei, die Gesellschaft zu festigen; andererseits träten sie als Ankläger auf und stellten ständig Forderungen an die Gesellschaft oder übten Kritik. Damit seien die Gewerkschaften in einer freien Gesellschaft sowohl ein statischer, erhaltender Faktor, als auch ein dynamisches, vorwärtstreibendes Element. Diese gegensätzliche Aufgabe führe nicht selten zu Spannungen zwischen den Funktionären und den Mitgliedern, weil die Funktionäre vielfach dazu neigten, die Mitarbeit am Aufbau der Gesellschaft in den Vordergrund zu stellen, während die Mitglieder den Schwerpunkt auf die Kritik oder den Kampf gelegt wissen wollten.

▼ Bernhard Tacke, zweiter Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes (zweiter von rechts), eröffnete das Gespräch. Links Dr. Dörr, Direktor für Sozialpolitik bei der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der den einleitenden Vortrag hielt, neben ihm Gesprächsleiter Dr. Müller, Senatspräsident beim Bundesarbeitsgericht, ganz rechts Fritz Sängler, Mitglied des Bundestages, der ebenfalls ein Referat hielt

Gewerkschaften wollen die Gesellschaft verändern

Dr. Kunze, Justitiar des Deutschen Gewerkschaftsbundes, wies nachdrücklich darauf hin, daß für die Gewerkschaften Koalitionsfreiheit zugleich auch Betätigungsfreiheit bedeute. Im Laufe der Entwicklung habe sich die gewerkschaftliche Tätigkeit immer weiter ausgebreitet. Je mehr aber die Gewerkschaften neue Aufgaben übernommen hätten, desto mehr seien sie genötigt, auch widersprüchliche Interessen zu vertreten. Das gelte in gleicher Weise auch für die anderen großen gesellschaftlichen Gruppen. Prof. Baerwald, Fordham Universität, New York, meinte, die große Gefahr unserer Zeit bestünde häufig darin, daß sich die Verbände nur als Teil der Gesellschaft fühlten und darum nicht genügend Verantwortungsgefühl für das Ganze entwickelten. Dr. Hirsch-Weber, Freie Universität, Berlin, machte darauf aufmerksam, daß sich die Gewerkschaften von anderen Verbänden unterschieden, da sie sich bemühten, die Gesellschaft zu verändern, während die anderen Verbände meistens mit dem bestehenden Zustand einverstanden seien.

Bernhard Tacke stellte an die Teilnehmer des Gesprächs die Frage, wo die Grenze der gewerkschaftlichen Tätigkeit liege, wer diese Grenze setze und wo eine Gewerkschaft aufhöre, zuständig zu sein. Darauf antwortete Dr. Hirsch-Weber, daß die Gewerkschaften überall dort ihre Meinung äußern könnten, wo sie nicht gegen Gesetze oder ein staatliches Monopol verstießen. Prof. Gleitze, Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften, hob hervor, daß für die gewerkschaftliche Tätigkeit die jeweilige historische Situation entscheidend sei. Deshalb könne man ihre Grenzen jeweils nur von Fall zu Fall bestimmen. Dr. Dörr brachte zum Ausdruck, daß die Gewerkschaftsführung in vielen Fällen auch ohne Legitimation gewissermaßen als Geschäftsführung ohne Auftrag handeln müsse, um mit aktuellen Problemen fertig zu werden. Sie müsse auch den Mut zu unpopulären Entscheidungen haben und Entwicklungen, die das einzelne Mitglied nicht übersehen kann, rechtzeitig auffangen.

Zu Beginn des zweiten Tages des Europäischen Gesprächs beleuchtete Prof. Dr. Gleitze „Die



Rolle der Gewerkschaften als Faktoren des Wirtschaftslebens". Er ging davon aus, daß die Gewerkschaften humanitäre Zielsetzungen verfolgten, d.h. sie seien bestrebt, die Stellung des arbeitenden Menschen in der Gesellschaft zu verbessern und seine Würde zu wahren. Dazu bedienten sie sich in hohem Maße wirtschaftlicher Mittel. Weil aber der Zustand der wirtschaftlichen Entwicklung in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich sei, müßten die Gewerkschaften auch bei gleichen Zielen in den verschiedenen Ländern ungleich vorgehen. Die Rolle, die die Gewerkschaften spielten, hänge somit maßgeblich von der jeweiligen Verfassung der Wirtschaft ab. In der freien Wirtschaft sei die Tätigkeit der Gewerkschaften ein notwendiges Störungselement und eine ausgleichende Kraft. Eine wirkliche Wirtschaftsdemokratie werde allerdings erst dann erreicht sein, wenn die Mitbestimmung der Gewerkschaften in der Wirtschaft voll berücksichtigt werde. Ohne diese Mitbestimmung sei die günstigste Ausnutzung einer hochentwickelten Industrie nicht möglich. Voraussetzung für das Wirken der Gewerkschaften, so fuhr Prof. Gleitze fort, sei ihre Autonomie. Dem autonomen Handeln der Gewerkschaften würden jedoch in der Demokratie durch Verträge und politische Gegenkräfte Grenzen gesetzt. Um eine Auseinandersetzung mit den politischen Gegenkräften bestehen zu können, könnten die Gewerkschaften nicht politisch neutral sein, sie dürfen sich aber auch nicht parteipolitisch festlegen. Die

Gewerkschaften seien zwar als Faktor des Wirtschaftslebens systemgebunden, das schließe jedoch nicht aus, daß sie danach trachteten, das jeweilige System zu verändern. Prof. Gleitze bezeichnete die Tätigkeit der Gewerkschaften in der Marktwirtschaft als einen Motor der Entwicklung; ihre Stellung habe sich dank des technischen Fortschritts mit seiner wachsenden Leistungsfähigkeit ungemein verstärkt.

Der humanitäre Auftrag bleibt unverändert

In dem sich anschließenden Gespräch ergab sich Einmütigkeit darüber, daß der humanitäre Auftrag der Gewerkschaften im Grunde unverändert geblieben sei. Die Gewerkschaften hätten sich nur den jeweiligen wirtschaftlich-historischen Gegebenheiten anzupassen; um diesen humanitären Auftrag zu erfüllen. Prof. Briefs, Georgetown Universität, Washington, machte aber darüber hinaus darauf aufmerksam, daß die Aufgabe der Gewerkschaften darin bestehe, die Chancen der Arbeitnehmer in dem bestehenden wirtschaftlichen System zu nutzen. Die wachsende Produktivität, die der aktiven unternehmerischen Tätigkeit zu verdanken sei, habe ihre Möglichkeiten sehr vergrößert. Prof. Briefs vertrat die Auffassung, die Gewerkschaften könnten in einer pluralistischen Gesellschaft mit ihren Forderungen auch über den Produktivitätszuwachs hinausgehen. Sie lösten damit allerdings inflatorische Tendenzen aus. Die Aktivität der Gewerkschaften zwingt die Unter-

nehmer zu Rationalisierungen und Neuerungen, die sie sonst vielleicht nicht gemacht hätten. Prof. Briefs ging dann auf das Lohngefälle zwischen den verschiedenen Wirtschaftszweigen ein, das zu erheblichen Spannungen geführt hätte. Er führte diese Unterschiede darauf zurück, daß in den zurückgebliebenen Bereichen die Gewerkschaften nicht stark genug seien, um sich durchzusetzen. Er stellte die Frage, ob hier nicht die innergewerkschaftliche Solidarität eine Aufgabe habe.

Prof. Baerwald entgegnete Prof. Briefs, es sei bisher keinesfalls bewiesen, daß die Lohnpolitik der Gewerkschaften inflatorisch wirke. Vielmehr werde das Wachstum einer entwickelten Volkswirtschaft im wesentlichen durch das Wachstum der Kaufkraft der Bevölkerung bestimmt. Zwischen der Lohnrate und der Wachstumsrate bestehe ein ganz klarer Zusammenhang. Durch eine enge Zusammenarbeit von Gewerkschaften, Arbeitgeber und öffentlicher Hand sei es möglich, einen bewußten Einfluß auf die Wachstumsrate zu nehmen. Prof. Bayer, Sozialakademie Dortmund, meinte, das Lohngefälle in einer Volkswirtschaft könne nicht durch die Lohnpolitik der Gewerkschaften, sondern nur durch die staatliche Wirtschaftspolitik behoben werden. Die Lohnunterschiede seien im wesentlichen das Ergebnis der Marktmacht bestimmter Unternehmungen oder Wirtschaftszweige. Man müsse daher die Machtpositionen abbauen, wenn man das Problem lösen wolle.

Öffentlichkeitsarbeit noch unzureichend

Fritz Sänger, MdB, hielt in seinem Referat „Die Rolle der Gewerkschaften im Bewußtsein der Öffentlichkeit“, die Aufklärungsarbeit der Gewerkschaften für unzureichend. Die Öffentlichkeitsarbeit der Gewerkschaften müsse lebendiger und lebensnaher werden. Der öffentlichen Meinung müßte klargemacht werden, daß die Gewerkschaften mehr seien als eine „Lohn-erhöhungsmaschine“, daß sie Bildungsarbeit leisteten, Schulen einrichteten, die Ruhrfestspiele und die Europäischen Gespräche durchführten und Jugendheime bauten. Die Gewerkschaften sollten aber nicht nur die Öffentlichkeit unterrichten, sondern sie sollten auch furchtlos und kritisch Stellung beziehen und auch einmal angreifen. Fritz Sänger drückte wohl die einmütige Meinung aller Gesprächsteilnehmer aus, als er abschließend betonte, daß die Gewerkschaften eine lebenswichtige Aufgabe im Staat und in der Wirtschaft zu erfüllen hätten und daß es von ihrer Arbeit weitgehend abhängt, ob die sozialen Errungenschaften gesichert blieben.

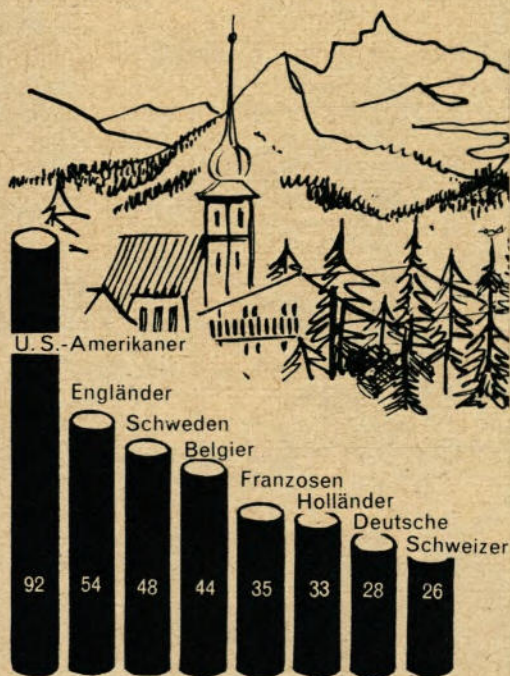
Über 300 Zuhörer folgten den Diskussionen mit gespannter Aufmerksamkeit und reger Anteilnahme. Nicht selten zollten sie den vorgetragenen Argumenten lebhaften Beifall oder brachten ihr Mißfallen zum Ausdruck, wenn sie anderer Meinung waren.

Trotz mancher Gegensätze im einzelnen stimmten die Teilnehmer darin überein, daß den Gewerkschaften eine hohe Aufgabe in der Festigung unserer freiheitlichen Gesellschaftsordnung zufällt. Die Aktualität des Themas und dessen verantwortungsbewußte Behandlung zeigte auch in diesem Jahr, daß das Europäische Gespräch im Gesamtprogramm der Ruhrfestspiele zu Recht seinen festen Platz behauptet.

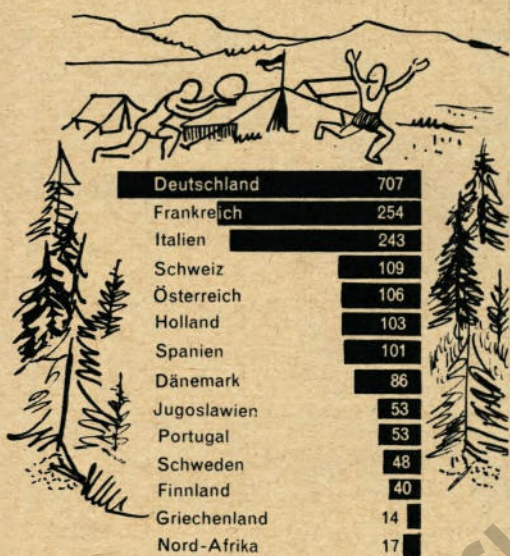


◀ Auf diesem Bild stellen wir einige weitere Gesprächsteilnehmer vor, die in unserem Aufsatz erwähnt sind (von links nach rechts): Professor Dr. Dr. Bayer von der Dortmunder Sozialakademie; Dr. David, Direktor des Gemeinsamen Sozialinstituts des Erzbistums Paderborn und des Bistums Essen; Bernhard Tacke, Dr. Müller und Professor Dr. Gleitze, der Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften

Ausgaben im Ausland je Person und Tag 1961 (am Beispiel Österreich)



Zahl der Campingplätze



Urlaub in der Statistik

Als der Opa mit der Oma an die Nordsee fuhr, sah das Leben am Strand etwas anders aus. Nicht nur die Moralbegriffe waren enger und die Badegewänder um so wallender als der heute selbstverständliche „Bikini“ – auch die Nachbarschaft in den rollenden Umkleidekabinen war anders: nur allzu wenige konnten sich damals einen Urlaub leisten. Heute sparen Menschen breiter Standesschichten für eine Urlaubsreise, die frei sein soll von finanziellen Sorgen. Stimmt es aber, daß man im Ausland beobachtet haben will, wir Deutschen lebten jenseits der Grenzen über unsere Verhältnisse? Wir protzten gern mit der dicken Brieftasche? Das statistische Zentralamt Wien fand das Gegenteil heraus. In Österreich, dem beliebtesten Ferienland der Deutschen, geben wir je Tag und Person weniger aus als die Gäste aus anderen Ländern. Allein die Schweizer halten ihre Fränkli noch sorgsamer zusammen. Von den Europäern geben sogar die Engländer fast doppelt soviel aus wie wir. Daß auch hier die Ameri-

kaner vorn liegen, wie unsere grafische Darstellung zeigt, wundert uns nicht. Gewiß, den Sprung ins nachbarliche Österreich wagt auch der weniger zahlungskräftige Deutsche. Aber das ist es ja eben: der Reiseplan wird mit der Sparbüchse gemacht!

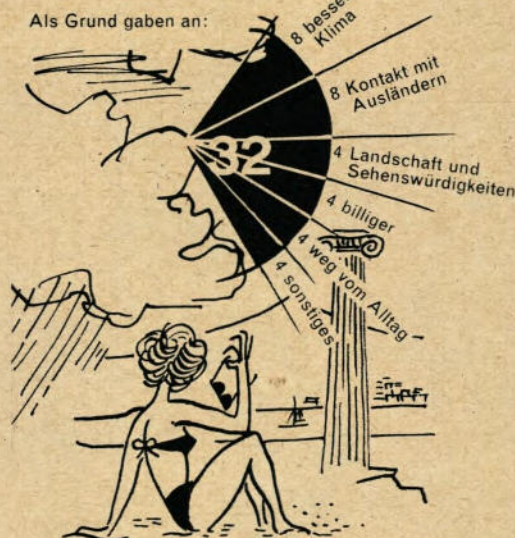
Die gern genannte Liebe zur Natur ist es auch nicht allein, die das „Hotel auf der Wiese“ in den letzten Jahren so verlockend werden ließ. Auf dem Campingplatz lebt es sich billiger! Unser Bild zeigt, daß es sich dabei lohnt, innerhalb der Schlagbäume zu bleiben, denn in Deutschland gibt es die meisten Zeltplätze! Dabei erfassen unsere Zahlen nur die ausgebauten Plätze, die vom „Deutschen Campingführer“ empfohlen werden.

Jeder dritte Deutsche plante in diesem Jahr eine Urlaubsreise ins Ausland. Warum so viele „in die Ferne schweifen“? Unsere dritte Zeichnung stellt die meistgenannten Gründe dar. Eines aber wünschten sich alle: viel Sonne und eine ungetrübte Zeit der Erholung.



Von je 100 Erwachsenen in der Bundesrepublik planten 32 in diesem Jahr einen Auslandsurlaub

Als Grund gaben an:





Wer viel geht, fährt gut!

Johann Gottfried Seume, der vor einhundert-sechzig Jahren zu Fuß von Leipzig nach Syrakus spazierte, schrieb am Tag der Heimkehr in sein Tagebuch: „Wer viel geht, fährt gut!“ Er schrieb nicht, was den Autofahrern von heute besser gefiele: „Wer viel fährt, dem geht es gut!“ Denn Seume, zu dessen Zeit es immer noch und nur die Postkutschen gab, die auch den Herrn von Goethe nach Italien beförderten, ahnte ja nicht, was alles in bezug auf das Fahren und Gehen über seine guten Deutschen noch kommen sollte.

Dieser närrisch-eigensinnige Demokrat in gefährlich undemokratischen Zeiten – er wurde einmal von hessischen Werbern eingefangen und als Soldat für Jahre an die Engländer vermietet, um in Amerika auf Menschen zu schießen – ahnte nichts vom rasenden Reisen über tausend Kilometer an einem einzigen Tage, was heute gar nicht selten ist, und er ahnte nichts vom Fliegen. Das eine aber ist sicher: hätte dieser tüchtige und beharrliche Deutsche erlebt, was wir Heutigen alles am Rande der Autostraßen und Autobahnen erleben müssen, er hätte dennoch allen Autoknechten ins Stammbuch geschrieben: „Wer viel geht, fährt gut!“ Und hätte er den ersten gar noch mit einem zweiten Spruch aus seinem Tagebuch begründet: „Wer geht, sieht mehr, als wer fährt!“

Viele WERK-UND-WIR-Leser haben heute ihren eigenen Wagen, sehen für sich endlich den Traum aller Menschen unserer Zeit erfüllt und sind übergelukkig, endlich fahren zu dürfen, wo andere noch gehen müssen. Die aber noch gehen müssen und den Traum vom Fahren noch im Herzen hüten, die hoffen alle auf den Beistand des Glücks, um eines Tages ebenfalls im Sommer nach Italien, am Wochenende ins Grüne und sonntags in die Kirche fahren zu dürfen. Zeichen unserer Zeit: Gehen ist verpönt.

Das schwerste Hobby unserer Zeit

Diese wie jene, die Besitzenden wie die Hoffenden, warne ich nun, die Lektüre dieser Seiten fortzusetzen. – Vorsicht, nehmen Sie's Gas weg, es droht Gefahr! Ich habe nämlich nichts anderes vor, als Sie wieder vom Fahren zum Gehen zu bekehren, und zwar bekehren dergestalt, daß Sie die Kehrtwendung gerne und mit Überzeugung ausführen, daß Sie wieder gerne gehen. Nicht, daß ich Ihnen das Autofahren neiden und vergällen wollte, keine Rede davon! Auch ich sitze dann und wann gerne im ach! wie weichen Polster und beherrsche mit

der rechten Fußspitze mein Gaspedal und damit alle Straßen dieser Erde. Trotzdem will ich hier und heute vom aktuellsten und schwersten Hobby unserer Zeit schreiben: vom Hobby des Autobesitzers fürs Zulußgehen, fürs kräftige Ausschreiten mit den Beinen, fürs Wandern und Stromern und Laufen, fürs Sich-müde-Rennen, fürs Sich-die-Lunge-Vollpumpen – ehe er wieder in seinen Autopolstern versinkt.

Laßt die Fahrer nur lächeln!

Deutlicher gesagt: Ich möchte Ihnen die Freude am Autofahren nicht nehmen, sondern sie Ihnen retten, sie Ihnen vielleicht sogar verdoppeln! So mag hier weiterlesen, wer ein Auto besitzt und sich noch nicht völlig dem magischen und so unmenschlichen Laster des Nie-mehr-Gehens verschrieben hat. Lesen Sie weiter und versuchen Sie jenem Hobby zu leben, auch wenn Sie die Mehrzahl Ihrer Autokollegen heimlich belächelt, auch wenn es Ihnen zunächst schwerfällt, sich gegen Ihre eigene Faulheit und die Faulheit Ihrer Familienmitglieder durchzusetzen.

Es gibt kein Hobby von Rang, das man nicht gegen die Menschen der Masse durchzusetzen hätte. Denken Sie vor allem daran, daß ich oben mit vollem Bedacht vom „unmenschlichen“ Laster des Nie-mehr-Gehens sprach; denn es ist die blanke Wahrheit, daß weit über 80 v. H. aller deutschen Menschen fußkrank sind. Jeder vernünftige Arzt, auch wenn er selber fleißig Auto fährt, wird Ihnen bestätigen, daß vielen Fußkranken keine andere Medizin fehlt als das Zulußgehen. Dieses Zulußgehen ist ja schließlich das Normale für den Menschen.

Die Beine wuchsen ihm aus keinem anderen Grunde als dem, fürs Gehen und Laufen gebraucht zu werden. Auch wenn es bemerkenswert schöne Damenbeine gibt, die allein für die Nylon-Industrie geschaffen scheinen, ich versichere Ihnen, sie sind dennoch zum Gehen und Laufen gewachsen. Beine haben ein Recht zum Gehen, haben ein Recht darauf, als Handwerkzeuge regelmäßig benützt zu werden. Wo Beine nicht gehen dürfen, betrügt man sie um ihr Recht, beraubt sie ihrer einzigen Funktion. Beine, die nicht laufen dürfen, rosten. Mit diesem „rosten“ habe ich ein bescheidenes Wort gebraucht.

Vielleicht haben auch Sie schon einmal den Wehschrei der Herren Nur-Auto-Fahrer mit den repräsentativen Bäuchen, und den tiefen Seufzer der nur Auto fahrenden Damen mit den wachsenden Kleiderrechnungen gehört, dieser: „Herrgott, gehen müßte man mal wieder! Lau-



fen! Jeden Tag zwei Stunden! Dann wär einem wieder wohler...“

Diese Herren und Damen, die noch samt und sonders selbstgefällig genug sind, um sich auch noch die passendsten Ausreden zu erfinden – vom schrecklichen Zeitmangel! Von den drängenden Terminen! Von der Überarbeitung! Von den vielen lästigen Verpflichtungen! Oder gar von der „Unmöglichkeit“ des Zulußgehens aus Gründen eines Prestigeverlustes! – sind allesamt Narren, sie sind beileibe nicht die Herren ihrer Fahrzeuge, sondern nur deren Knechte. Sie haben sich vom Zivilisationsteufel Motor nicht nur fangen, sondern auch gleich verspeisen lassen.

Alptraum der Biologen

Man muß gar kein gelehrter Biologe sein, um sich nicht genau ausmalen zu können, was passiert, wenn wir Autobesitzer so weitermachen und zehn oder zwanzig Generationen lang nicht mehr zu Fuß gehen. Ich meine nicht nur, daß wir das Laufen verlieren und die körperliche Spannung verlieren würden, das sowieso, ich meine vor allem – und daran gibt es bestimmt keinen naturwissenschaftlichen Zweifel –, daß unsere Beine dann, ihres ursprünglichen und einzigen Zweckes beraubt, schrumpfen würden. Eines Tages hätten wir Stümpfe an Stelle der Beine. Unfreundlicher gesagt: Schrumpfbeine.

Und weil nun das düstere Wort schon ausgesprochen ist, so muß ich doch schnell von einigen Erfahrungen mit Menschen sprechen, denen ich Schrumpfbeine nicht erst nach zehn Generationen an den Leib wünschte, sondern schon bald, morgen, heute noch...

Kennen Sie etwa die Autofamilien, die man auf der sonntäglichen Kolonnenautofahrt ins Grüne dicht neben der Autobahn entdeckt, wo sie mit rührendem Fleiß ihr Tischchen und ihre Stühlchen aufstellen, um ein Picknick zu veranstalten? Ein Picknick im Grünen, aber ein Picknick inmitten der Benzingaswolken, inmitten rauschender und heulender Motorgeräusche? Diese Leute hätten meist leicht die Möglichkeit, sich seitab in die Büsche zu schlagen, sich in ein Nebensträßchen zu verziehen, in eine Waldschneise zu flüchten, an einem entfernteren Waldrand, wo sie allein wären, in der Stille.

Stille? Das Verrückte, das Grausame ist ja, daß diese bereits denaturierten Großstädter gar keine Stille mehr vertragen, daß sie die Einsamkeit der Langeweile gleichsetzen und daß sie das Aufheulen und Stinken der vorbeiflutenden Autokolonnen ganz einfach als Rausch ge-



nießen. Und weil diese Menschen, die ihre Menschlichkeit zu verlieren im Begriff sind, sich so bedenkenlos jenem fürchterlichen Rausch hingeben und ihm die eigene und die Gesundheit ihrer Kinder opfern, deshalb wünsche ich ihnen allesamt Schrumpfbeine an den Leib, Gott helfe mir.

Das schlechte Gewissen

Für die meisten Autobesitzer, das ist nicht übertrieben, hört die Welt am Straßenrande auf. Schon Nebenstraßen und nun gar erst Kiesstraßen werden sorgfältig gemieden. Wo sie parken, da bleiben sie, und wenn sie von irgendeiner nahen Sensation dennoch dazu verlockt werden, einige Schritte zu gehen, so tun sie's erstens mit schlechtem Gewissen, zweitens mit kranken Beinen: denn sie können gar nicht mehr aufrecht und beschwingt ausschreiten, sie können nur noch watscheln. Schauen Sie sich nur um an den großen Talsperrn, am Rheinstrom, auf der Großglocknerstraße, am Spitzingsee oder auf irgendeinem hohen Alpenpass. Wie rasch sie sich wieder abwenden von der großen Natur, der sie mit blinden Sinnen gegenüberstehen, diese Nurautofahrer. Oder kennen Sie jene Autobesitzer, die das Zufußgehen so sehr scheuen, daß sie bis vor das Portal einer alten Kirche, auf verbotenem Wege bis vor die Tür der Bergsteigerhütte, bis zum verborgensten Wildwechsel, bis dicht ans überfüllte Seeufer, bis mitten in jeden schönen alten Wirtsgarten hinein fahren müssen? Auch ihnen, wiewohl sie doch geschlagen sind von Gott in ihrer Unvernunft, wünschte ich oft genug Schrumpfbeine an den Leib.

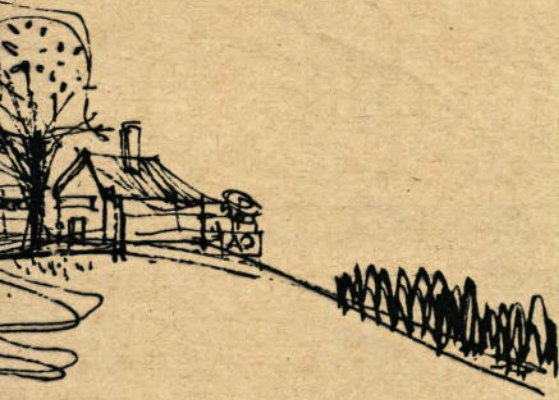
Das Polster voller guter Vorsätze

Ich höre manchen WERK-UND-WIR-Leser stöhnen: Recht hat er, der Eiferer, aber wie trennt man sich denn nur vom Autopolster? Soll er's uns doch lehren! Nun, natürlich weiß ich genau, wie schwer es ist, dem Polster zu entkommen und der eingeborenen Trägheit ein Schnippchen zu schlagen. Natürlich weiß ich nur allzu gut, wie schwer das Aussteigen fällt und nun gar erst der Gedanke ans Gehen und Laufen. Ich bin ja selber nicht nur einmal mit Frau, Kindern und einem Riesepaket voller tüchtiger Vorsätze zum „Sich-aus-Laufen“ hinaus ins Grüne gefahren, und gedachte, da und dort haltzumachen. Und dann fuhr ich halt doch immer weiter, pflegte halt doch die bequeme Hoffnung auf ein noch schöneres Plätzchen und verpaßte so Chance auf Chance, bis es zu spät war für den geplanten Auslauf und wir bei einem Wirt landeten: lustlos, ohne Appetit, ohne fröhlichen Durst.

Denn wir waren keinen Schritt gelaufen, waren nicht durch Wald und Wiesen gestromert, hatten nicht im Rhythmus des freien gelassenen Ausschreitens zum Rhythmus guter Gedanken gefunden. Wir hatten uns ganz einfach betrogen. Allzuoft ist uns das freilich nicht passiert, dann wußten wir, daß wir vor solchen Ausfahrten neben Benzin auch „Charakter“ zu tanken hatten.

Beschämt vom eigenen Versagen, steuerten wir später stets ein vorher fest bestimmtes Ziel an: das Alter des Jüngsten unter uns entschied, wohin es gehen und wie lange und wie hoch man wandern sollte, und dann ging es vom Wagen weg im rechten Winkel hinaus in ein Stück großer stiller Urlandschaft, in ein Hochmoor hinterm Chiemsee, in ein verstecktes Bergtal des Vorkarwendel, über Herzogstand und Heimgarten hinweg oder auch nur stundenlang neben der wilden jungen Ammer dahin. Der geliebte Wagen blieb Mittel zum Zweck, und die Rückkehr zu ihm wurde uns zum





großen Ereignis. So überzeugte uns letztlich der Hochgenuß des Autofahrens nach dem Wandern und Steigen; wenn wir mit wankenden Knien, einem unbarmherzigen Durst und Heißhunger in die Polster sanken, dem nächsten Wirt entgegen. Wie schmeckte uns da allen die „Rädlermaß“ (halb Bier, halb Limonade), wie genossen wir da die ausgedehnte Mahlzeit, während die Nur-Auto-Fahrer verdrießlich ihre halben Portionen hinabwürgten.

Einer wurde bekehrt

Kürzlich bekam ich den Besuch eines Mannes, der hätte es als Nur-Auto-Fahrer beinahe zu Schrumpfbeinen gebracht. Dieser Mann ist Amerikaner, und er ist drüben, wie er mir versicherte, keinen Schritt zu Fuß gegangen. In Amerika geht man nicht, Amerika fährt! Der Mann war gute vierzig Jahre alt, Professor und Intellektueller von hohen Graden, aber er war durch simple Gewohnheit so vollkommen im allamerikanischen Autowahn versunken und versumpft, daß er den Verfall seiner körperlichen Spannkraft gar nicht mehr wahrnahm. Die Leiden des um seine natürlichen Funktionen betrogenen Körpers – angefangen von den steifen Gliedern bis zum trägen Herzen und rebellierenden Magen und Darm nahm er, wie alle anderen Amerikaner, als die fällige Zivilisationskrankheit hin, der man mit gelegentlichen Massagen und Pillen zu begegnen hatte. Dieser Amerikaner, der solchermassen ungerührt und unbewußt dem Schrumpfbeinzeitalter der modernen Menschheit entgegenlebte, suchte also vor etlicher Zeit meine Bekanntschaft, um mir mit geradezu feierlichem Anstand zu erklären, daß er mir und meinen Bergbüchern ein neues Leben zu verdanken habe.

Mich brachte diese schöne Szene in keine geringe Verlegenheit und ich rettete mich nur mit Hilfe des mir als Präsent überreichten Weines, während mir der jetzt in München wirkende Professor eingehend auseinandersetzte, wie völlig er sich unter meinem Einflusse (von dem ich nichts ahnte) vom Nur-Auto-Fahrer zum überzeugten und deshalb leidenschaftlichen Fußgänger und Wanderer verwandelt habe. Heute fährt dieser blitzgescheite „Ami“ und Herr der Neuen Welt jeden freien Tag ins Gebirge, im Sommer zum Wandern und Bergsteigen, im Winter zum Skilaufen, er ist binnen dreier Jahre zu einem passablen Kenner der Berge geworden und genießt, wie er mir sagte, jede Bergwanderschaft nicht nur als körperliches, son-

dern vor allem auch als geistiges Abenteuer. Er ist übrigens ein Autofahrer von Passion geblieben. Warum auch nicht?

Gehen – ein geistiges Abenteuer

Gehen und Wandern als geistiges Abenteuer?, wird mancher fragen. Und ich muß ihm antworten: Ja, als körperliches und geistiges Abenteuer, ganz wie es der bekehrte Amerikaner in München ausdrückte. Wo Körper und Geist keine Einheit mehr bilden, da hört das Menschsein auf. Man spürt es gerade beim Gehen und Wandern, wie sich da der menschliche Geist auf verborgene Weise reinigt, befreit und schärft. Und nur der Fußwanderer allein, und niemals der Autofahrer, genießt in Gottes freier Natur das Dasein so, daß er mit Überzeugung von sich sagen darf: Hier bin ich Mensch – hier darf ich's sein!

Wer nie mehr zu Fuß geht, der verliert nicht nur die natürlichste menschliche Beziehung zur Erde, der verliert zuletzt seine Menschlichkeit. Wer niemals mehr zu Fuß geht, dem versagen sich auch jene heilenden Kräfte, die sich aus der tätigen Begegnung mit der Natur, sei es im Hochgebirge, sei es am Strand des Meeres, sei es in der Tiefe der Sauerlandwälder, wie von selbst einstellen, heilende Kräfte, die auch Seele und Geist im Schreiten zum Aus- und

Millionen geneigte Ohren. In Europa, dem Reich der allzu frischen Autobesitzer, würde man ihn noch auslachen. Und dennoch muß uns dieser neue Rousseau kommen, wenn wir nicht verkommen wollen im Fahren und Rasen. Wer das Auto bejaht, kann ungestraft auch das Zufußgehen bejahen, und wer das eine mit dem anderen geschickt verbindet, meistert das moderne Leben.

Verdenke mir niemand diese Moralpredigt! Ich bin so offen zu bekennen, daß ich nicht aus reiner Vernunft zu meinem Hobby kam. Ich bin nur ein qualifizierter Genießer, einer, der aus allem das Beste zu machen versteht. Und weil ich es verachte, mit schlechtem Appetit zu speisen, deshalb lasse ich das Auto stets irgendwo stehen und laufe einige Stunden im Freien herum. Weil ich es verachte, die schöne Natur vom Autofenster aus zu betrachten, wo sie in jedem Falle nur leere Kulisse bleibt, deshalb verlasse ich das Autopolster und laufe bis in jene heimliche Stille, wo der Naturgenuß überhaupt erst beginnt. Weil ich den tiefen guten Schlaf schätze, deshalb muß ich mich zwischen dem Autofahren müde laufen. Weil ich es schätze, wenn einer mit seinem Kopfe und seinen Manieren repräsentiert und nicht mit einem dicken Auto, deshalb weigere ich mich in meinem eigenen Falle, mit meinem Wagen anzugeben.



Einatmen bringen. So kann das Zufußgehen, das Schreiten und Gehen, Steigen und Wandern niemals etwas Unzeitgemäßes sein. Nur wo der Mensch noch zu Fuß geht, erwirbt er sich den ordnenden Maßstab für sein Dasein.

Dies ist keine Moralpredigt

So preise ich mit Leidenschaft das Hobby, das Wandern für den Autofahrer, preise es als die einzige Chance, einer der gefährlichsten Zivilisationsgefahren zu entgehen. Das Auto gehört zu uns, niemand kann, niemand will es aus der Welt schaffen; aber wir Menschen müssen allmählich fähig werden, mit dem Phänomen Auto auszukommen. Wer ein Leben lang Auto gefahren ist, bei dem hat sich jene hektische Pedalkrankheit längst gelegt, der alle unsere vielen jungen Erstautofahrer so gnadenlos erliegen.

Fände sich in Amerika heute ein neuer Rousseau, der mit den Worten unserer Zeit eine neue Rückkehr zur Natur predigte, er fände bereits

Ich kenne als Autobesitzer keine stärkere Freude als die, wenn ich mit meinen Kindern von großer Wanderschaft zum Auto zurückkehre: wie genieße ich da in Doppelportionen das bequeme Sitzen und weiche Gleiten im Hundertkilometer tempo, wenn die müden Glieder noch brennen von der Anstrengung, wie genieße ich da das faule Spiel mit der rechten Fußspitze auf dem Gaspedal, wenn der Wagen wie von Zauberkraft gelenkt über den Asphalt fliegt.



40 Hoesch AG Bergbau

7. 8. 1962 Hugo Tiggemann, kfm. Angestellter Verwaltung
18. 8. 1962 Johann Wachholz, Seilf.-Maschinist Schachtanlage Fritz
19. 8. 1962 Hermann Berg, Hauer Schachtanlage Wilhelmine-Victoria
20. 8. 1962 Emil David, Hauer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
22. 8. 1962 Johann Kalb, Grubensteiger Schachtanlage Radbod
30. 8. 1962 Ernst Brendel, Lehrhauer Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 8. 1962 Karl Steppke, Lagerverwalter
3. 8. 1962 Wilhelm Huth, Schichtmeister
8. 8. 1962 Anton Lindenblatt, Walzwerker
14. 8. 1962 Emil Hahnke, Schlosser
15. 8. 1962 Wilh. Dombowski, Betriebsschlosser
15. 8. 1962 Karl Lutz, Vorarbeiter
17. 8. 1962 Erich Gorski, Walzer
20. 8. 1962 Otto Zeidler, Blockwalzer
31. 8. 1962 Johann Rutkowski, kfm. Angestellter
31. 8. 1962 Otto Sieffert, Schmied
31. 8. 1962 Eduard Smarny, Drahtzieher

Schmiedag AG

11. 8. 1962 Alois Krupke, Presser Werk Lange

Maschinenfabrik Deutschland AG

21. 8. 1962 Paul Bendisch, Richtmeister

25 Hoesch AG Bergbau

2. 8. 1962 Heinz Böhmer, Rangierer Schachtanlage Radbod
2. 8. 1962 Franz Fífelski, Lokführer Schachtanlage Kaiserstuhl
2. 8. 1962 Heinrich Heiser, Hauer Schachtanlage Fritz
2. 8. 1962 Hermann Kneifel, Hauer Schachtanlage Radbod
2. 8. 1962 Heinrich Nagel, Hauer Schachtanlage Emil
2. 8. 1962 August Rother, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
2. 8. 1962 Bernhard Scharletzki, Hauer Schachtanlage Radbod
3. 8. 1962 Hugo Neuperger, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
4. 8. 1962 Ludwig Beck, Verwiegler Kokerei Emil
4. 8. 1962 August Hunscheidt, kfm. Angestellter Verwaltung
4. 8. 1962 Theodor Wiesnewski, Hauer Schachtanlage Radbod

5. 8. 1962 Richard Kuchenbuch, Hauer Schachtanlage Radbod
6. 8. 1962 Georg Pfadenhauer, Telefonist Schachtanlage Radbod
7. 8. 1962 Karl Dinkelbach, Hauer Schachtanlage Radbod
10. 8. 1962 Josef Florczak, Wäschearbeiter Schachtanlage Fritz
10. 8. 1962 Wilhelm Polak, Maschinist Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
13. 8. 1962 Leo Bogacki, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
13. 8. 1962 Johann Heiduzeck, Bandmeister Schachtanlage Radbod
13. 8. 1962 Rudolf Hohenhausen, Hauer Schachtanlage Radbod
14. 8. 1962 Heinz Kolleck, Markenkontrolleur Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
14. 8. 1962 Herbert Schüppel, Hauer Schachtanlage Radbod
16. 8. 1962 Kurt Lind, Schlosser Schachtanlage Radbod
16. 8. 1962 Theodor Rustige, Elektriker Schachtanlage Fritz
16. 8. 1962 Alfons Wenzek, Hauer Schachtanlage Radbod
17. 8. 1962 Heinrich Nelessen, Heilgehilfe Schachtanlage Fritz
17. 8. 1962 Andreas Wandelt, Hauer Schachtanlage Emil
18. 8. 1962 Johann Chrzanowski, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
19. 8. 1962 Peter Grefer, Hauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Albert Benda, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Balthasar Buckreus, Hauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 August Drees, Forstarbeiter Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Friedrich Ostermann, Hauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Franz Polack, Hauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Theodor Speich, Seilfahrt-Maschinist Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Heinrich Steinhoff, Hauer Schachtanlage Radbod
20. 8. 1962 Bernhard Sundermeier, Schlosser Schachtanlage Kaiserstuhl
21. 8. 1962 Hugo Grabowski, Schlosser Schachtanlage Kaiserstuhl
23. 8. 1962 Adolf Dröscher, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
23. 8. 1962 Ernst Engling, Hauer Schachtanlage Radbod
23. 8. 1962 Josef Garstecki, Hauer Schachtanlage Radbod
23. 8. 1962 Fritz Guntermann, Rechnungsführer Schachtanlage Radbod

23. 8. 1962 Fritz Rasper, Fördermaschinist Schachtanlage Radbod
24. 8. 1962 Franz Dietz, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
24. 8. 1962 Bernhard Frey, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
24. 8. 1962 Fritz Illig, Zimmerhauer Schachtanlage Radbod
24. 8. 1962 Alfred Otte, Schreiner Schachtanlage Kaiserstuhl
24. 8. 1962 Friedrich Post, Vulkanisierer Schachtanlage Radbod
25. 8. 1962 Kurt Baumgärtel, Hauer Schachtanlage Radbod
25. 8. 1962 Wilhelm Charwat, Hauer Schachtanlage Radbod
26. 8. 1962 Bernhard Hüppe, Zimmerhauer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
27. 8. 1962 Karl Domröse, Hauer Schachtanlage Radbod
27. 8. 1962 Willi Krebs, Lehrhauer Schachtanlage Radbod
28. 8. 1962 Fritz Batzel, Hauer Schachtanlage Radbod
28. 8. 1962 Kurt Buckreus, Lokführer Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 8. 1962 Franz Hanke, kfm. Angestellter
2. 8. 1962 Franz Fotschki, Bahnhofsaufseher
4. 8. 1962 Richard Petzchen, Schlosser-Vorarb.
5. 8. 1962 Fritz Krafft, Kesselwärter
17. 8. 1962 Helmut Steinke, Badewärter
17. 8. 1962 Georg Zagorski, Walzwerker
20. 8. 1962 Alfred Dodt, Walzwerker
21. 8. 1962 Bruno Fröse, Schlosser
27. 8. 1962 Friedrich Kirsch, 1. Richter
31. 8. 1962 Wilhelm Breitenstein, Walzwerker

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

10. 8. 1962 Nicolaus Wahlen, Schlosser
16. 8. 1962 Johann Steger, Warmwalzer

Hoesch AG Rohrwerke

17. 8. 1962 Karl Leineweber, Schlosser

Schmiedag AG

1. 8. 1962 Emil Lenz, Prokurist Verwaltung
3. 8. 1962 Friedrich Weiss, Schmied Werk Grüntal
24. 8. 1962 Hermann Schmidt, Kontrolleur Werk Grüntal

Trierer Walzwerk AG

19. 8. 1962 Josef Keil, Hilfsgalvaniseur Werk Trier

DRUCKSACHE

An die

HOESCH AG

SCHRIFTLEITUNG WERK UND WIR

DORTMUND

Eberhardstraße 12

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Herbst ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

Ich beabsichtige, am diesjährigen Hoesch-Steckenpferdturnier teilzunehmen	
Name	Vorname
Ort	Straße
Ich bin Werksangehöriger der	
Mein Steckenpferd ist:	

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Herbst ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 85 bis 96: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 225 bis 256: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit ☐ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farbbinnenseiten: Erich Kreuzner und Manfred Kampmann, beide Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Kreuzner, Korte, Steinfurth, alle Dortmund; Bauer, Düsseldorf; dpa; Laenderpress, Süddeutscher Verlag und Werks- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Ulrik Schramm, Feldafing/Obb.



- ① Günther Hollmann
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
- ② Artur Müller
Schmiedag AG
- ③ Kurt Hildebrandt
Hoesch AG Bergbau
- ④ Heinz Arndt
Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Günter Michaelis
Hoesch AG Rohrwerke



①



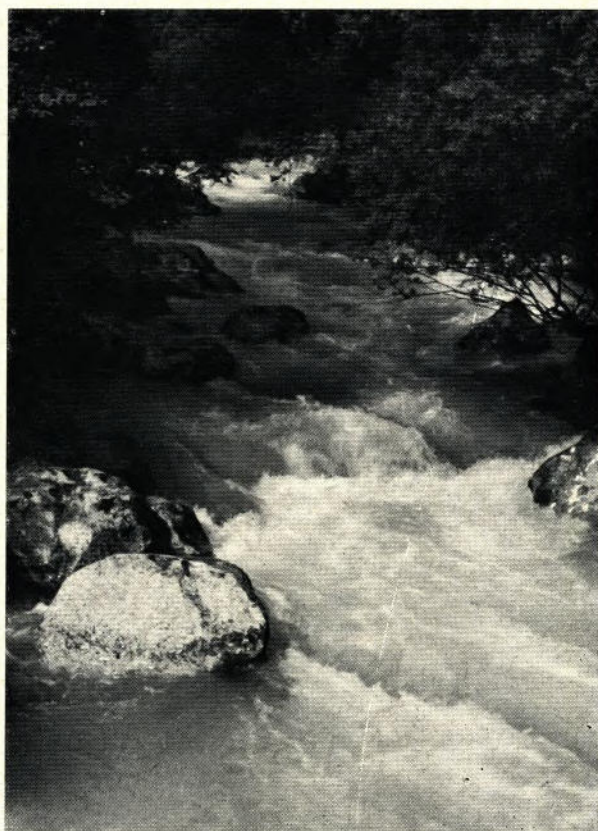
②



③



④



⑤

